



Weihnachten in Burkina Faso

Es gibt Wahrheit, guten Tag. Haben Sie gut geschlafen? Und Ihre Frau? In der Zwischenzeit habe ich viel an Sie gedacht. Es ist die Wahrheit, wir, die hier leben, leben mit der Tradition Roogomiki.

Die Ankunft des weißen Herrn bezeichnen wir als *noogro*. Unsere traditionellen Feste sind Bangda und Kipsa. Wenn die Zeit für das Bangdafest gekommen ist, kochen die Menschen viel. Der ganze Tag wird durch das Essen bestimmt.

Alle Verwandten kommen und feiern. Es gibt in diesen Tagen keinen Streit und keinerlei Auseinandersetzungen. Es geht um mich und unsere Ahnen und das, was unsere Vorfahren für uns hinterlassen haben. Seien es die Hühner, die

Schafe, die Ziegen: In dieser Zeit wirst du alles geben, was du hast, um Frieden mit den Ahnen zu schließen. Wenn dein

Fortsetzung auf Seite 46

Von Afrika lernen

Geht das? VON BUNDESPRÄSIDENT HORST KÖHLER

Ich habe viel gelernt von der Privatisierung der Cashewnuss. Es war im Jahr 2001 in Mosambik. Ich kam als Direktor des IWF und wollte mit dem damaligen mosambikanischen Präsidenten Chissano über die Privatisierung der Cashewnuss-Produktion sprechen. Doch das Gespräch verlief anders als erwartet. Chissano nahm sich Zeit für mich. Er erklärte mir sein Land. Er machte mir geduldig klar, dass dem Plan meiner Experten eine wichtige Grundlage fehlte: In Mosambik, so sagte er, gebe es nur begrenzt individuelle Eigentumsrechte an Grund und Boden. In seinem Land gehöre das Land der Gemeinschaft, und diese Form des gemeinschaftlichen Eigentums an Land sei tief in der Kultur verwurzelt. Sie könne nicht einfach übergangen werden.

Als das Gespräch zum Ende kam, hatte ich den Eindruck, wir hatten beide voneinander gelernt. Chissano war sich im Klaren darüber, dass die Cashewnuss-Produktion in seinem Land unwirtschaftlich war und den Staatshaushalt belastete. Mir war bewusst geworden, dass die Privatisierung der Staatsbetriebe in Mosambik nicht einfach an einem grünen Tisch in Washington beschlossen werden kann. Mir dämmerte: Wir im Norden wissen viel zu wenig über afrikanische Wege und afrikanische Lösungen. Auf der Suche nach diesen Lösungen können wir hilfreich sein. Aber nur dann, wenn wir aufhören, Afrika als Objekt oder als Projektionsfläche zu sehen. Wir müssen lernen, Afrika als eigenständigen Akteur aus eigenem Recht, mit eigener Erfahrung zu verstehen und zu respektieren.

Die Zeiten, in denen wir europäische Entwicklungsvorstellungen einfach auf Afrika übertragen haben, ohne auf die besonderen Umstände vor Ort zu achten, sind vorbei. Bis heute kämpfen viele afrikanische Länder damit, dass die aus Europa über-

nommene Idee des Nationalstaats sich nur schwer mit den Realitäten ihrer durch eine Vielzahl von Völkern und Sprachen gekennzeichneten Gesellschaften in Einklang bringen lässt. Die Frage, wie das Zusammenleben verschiedener Gruppen friedlich gestaltet werden kann und was unter solchen Umständen ein Gemeinwesen zusammenhält, muss aus den afrikanischen Gesellschaften heraus beantwortet werden.

Natürlich werden bei der Gestaltung eines solch komplizierten Prozesses auch Fehler gemacht. Haben wir schon vergessen, dass Europa Jahrhunderte brauchte, um Demokratie und Rechtsstaatlichkeit zu entwickeln? Und sind wir glaubwürdig, wenn wir duldsam mit autoritären afrikanischen Präsidenten umgehen, damit wir im Gegenzug Rohstoffverträge abschließen können?

In Afrika liegt noch vieles im Argen. Armut, Korruption und Misswirtschaft sind groß. Dies zu ändern liegt in der Hauptverantwortung der Afrikaner. Aber der Norden hatte und hat bis heute Mitschuld an den Verhältnissen. Noch immer wissen wir zu wenig voneinander. Wir sollten aber auch anerkennen, dass Afrika im Aufbruch ist. Dafür gibt es genug Beispiele. Vielleicht haben uns Afrikaner in manchem sogar etwas voraus. Sie mussten sich immer wieder mit anderen Kulturen auseinandersetzen und neu anpassen. Althergebrachtes wurde infrage gestellt oder sogar zerstört, Neues entstand. Und die Menschen haben trotzdem nach vorn geschaut und das Beste daraus gemacht. Dazu gehören Mut und Selbstbehauptungswillen. Der junge Parlamentarier Zitto Kabwe aus Tansania hat mir einmal gesagt, dass wir Deutschen von Afrikanern zum Beispiel lernen können, wie man Solidarität in der Gemeinschaft pflegt und sich auf Neues einstellt.

Und bei meinen Begegnungen mit Vertretern der afrikanischen Zivilgesellschaft hat mich sehr beeindruckt, dass die Menschen trotz vieler Rückschläge an der Idee der Demokratie festhalten. Aber das Ergebnis wird keine Kopie des westlichen Modells sein, sondern eine Demokratie mit afrikanischem Gesicht.

Heute leben die meisten Menschen in Afrika mit mehreren Sprachen, Identitäten und kulturellen Werten. Sie vereinbaren Traditionen und moderne Einflüsse in ihrem Alltag. Und sie nutzen diese Vielfalt mit Flexibilität, Ideenreichtum und Optimismus. Junge Afrikaner sprechen oft nicht nur eine oder mehrere europäische, sondern auch verschiedene afrikanische Sprachen. Sie benutzen traditionelle Rituale genauso selbstverständlich wie ihr Mobiltelefon.

Lösungen für die Probleme unserer Zeit können nicht mehr allein von den Industrieländern entwickelt werden. Wir brauchen auch das Mitmachen und die Kreativität der Afrikaner. Wir brauchen Konzepte, die allen Menschen ein gutes Leben ermöglichen. Und wir müssen unsere universalen Werte gemeinsam weiterentwickeln, damit sich die

Menschen in anderen Weltregionen darin stärker wiederfinden. Ich bin sicher, dass Afrika hier sehr viel beitragen kann. Denn traditionelle afrikanische Philosophien sind ähnlich den asiatischen von einem ganzheitlichen Denken geprägt. Beispielsweise setzt die aus Südafrika stammende Ubuntu-Philosophie vor allem auf wechselseitigen Respekt und gegenseitige Anerkennung, auf die Achtung der Menschenwürde und das Streben nach einer harmonischen Gesellschaft. Sie geht davon aus, dass das Glück des Einzelnen oder einer Gesellschaft immer auch von anderen Menschen oder Gesellschaften abhängt. Wie könnte man die Situation, in der sich die Menschheit in unserer globalisierten Welt befindet, besser beschreiben?

Ich glaube, wir dürfen nicht lockerlassen, die Grundlagen für ein Weltethos auf allen Kontinenten zu verankern. Und in der vernetzten Welt des 21. Jahrhunderts müssen wir weiter an einem gemeinsamen Weltrecht arbeiten. Wir werden dabei in Afrika aber schneller zum Erfolg kommen, wenn wir traditionellen afrikanischen Wegen der Versöhnung und Aufarbeitung Raum geben.

Eine der größten Herausforderungen für die Gestaltung unserer gemeinsamen Zukunft ist die Frage, wie wir mit öffentlichen Gütern, vor allem mit unseren natürlichen Ressourcen, umgehen. Müssen wir uns vor dem Hintergrund des drohenden Klimawandels nicht neu mit der Idee des Gemeinguts befassen? Ich bin überzeugt, Präsident Chissano könnte uns hierzu manches sagen. Wir sollten viel mehr den offenen Dialog mit den Afrikanern suchen. Das setzt echtes Zuhören voraus und verlangt den gleichberechtigten Austausch zwischen Politikern, aber auch weisen Persönlichkeiten, Wissenschaftlern, Jugend und Zivilgesellschaft. Warum hat die Europäische Union nicht längst – mit deut-

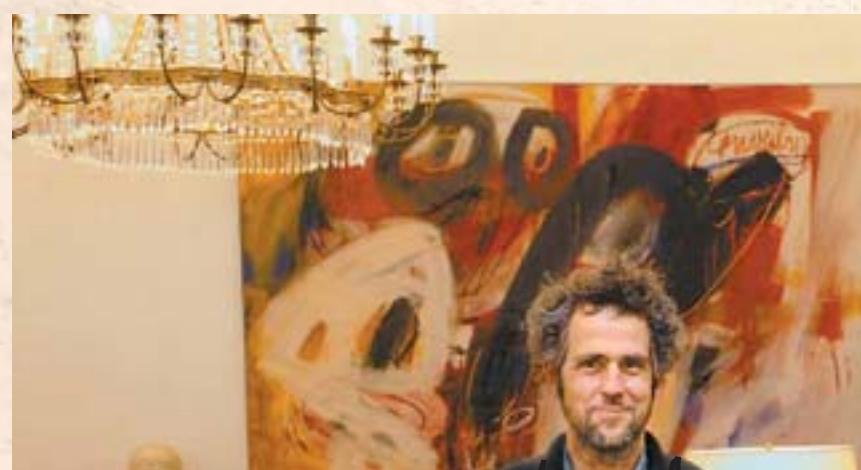


Le Yassa

(Verratener Hahn – Weihnachtsessen aus Burkina Faso)

- 1 Huhn
 - 250 g Zwiebeln
 - 1 Knoblauchzehen
 - Salz, Pfeffer, Maggi-Würfel, Öl, Senf
- Huhn in Stücke schneiden, mit der Marinade bestreichen und mindestens anderthalb Stunden in der Marinade ziehen lassen. Für die Marinade: Knoblauch, Salz, Pfeffer und einen Teelöffel Senf vermischen. In feine Ringe geschnittene Zwiebeln in Öl andünsten und gleichzeitig auch das Huhn in Öl anbraten. Die Zwiebeln und das Huhn vermischen, etwas Wasser hinzufügen, um etwas Sauce zu haben, das Ganze 5 bis 10 Minuten köcheln lassen, dann mit Salz, Pfeffer, Maggi-Würfel abschmecken. Das Huhn mit Sauce auf Reis servieren.

Rezept von Daouda Zama aus Burkina Faso



JENSEITS VON AFRIKA Christoph Schlingensiefel, Horst Köhler und Henning Mankell im Schloss Bellevue am 25. 11. 2009

schon Unterstützung – ein afrikanisch-europäisches Jugendwerk auf die Beine gestellt.

Voneinander lernen, das bedeutet im 21. Jahrhundert vor allem miteinander lernen. Fairer Wettbewerb und geteilte Verantwortung haben für uns eine existenzielle Bedeutung. Längst stellt sich nicht mehr die Frage, ob wir voneinander lernen können, sondern wie wir diesen Lernprozess gestalten. Wenn wir die Globalisierung zum Wohle aller prägen wollen, dann müssen wir zu einer Lerngemeinschaft werden. Dabei geht es nicht darum, dass wir immer denselben Weg wählen. Entscheidend ist für mich, dass wir die eigenständige Leistung des anderen respektieren. Dann werden wir auch verstehen, warum Afrika manchmal andere Antworten gibt, als wir erwarten.

Stunde Null

VON CHRISTOPH SCHLINGENSIEF

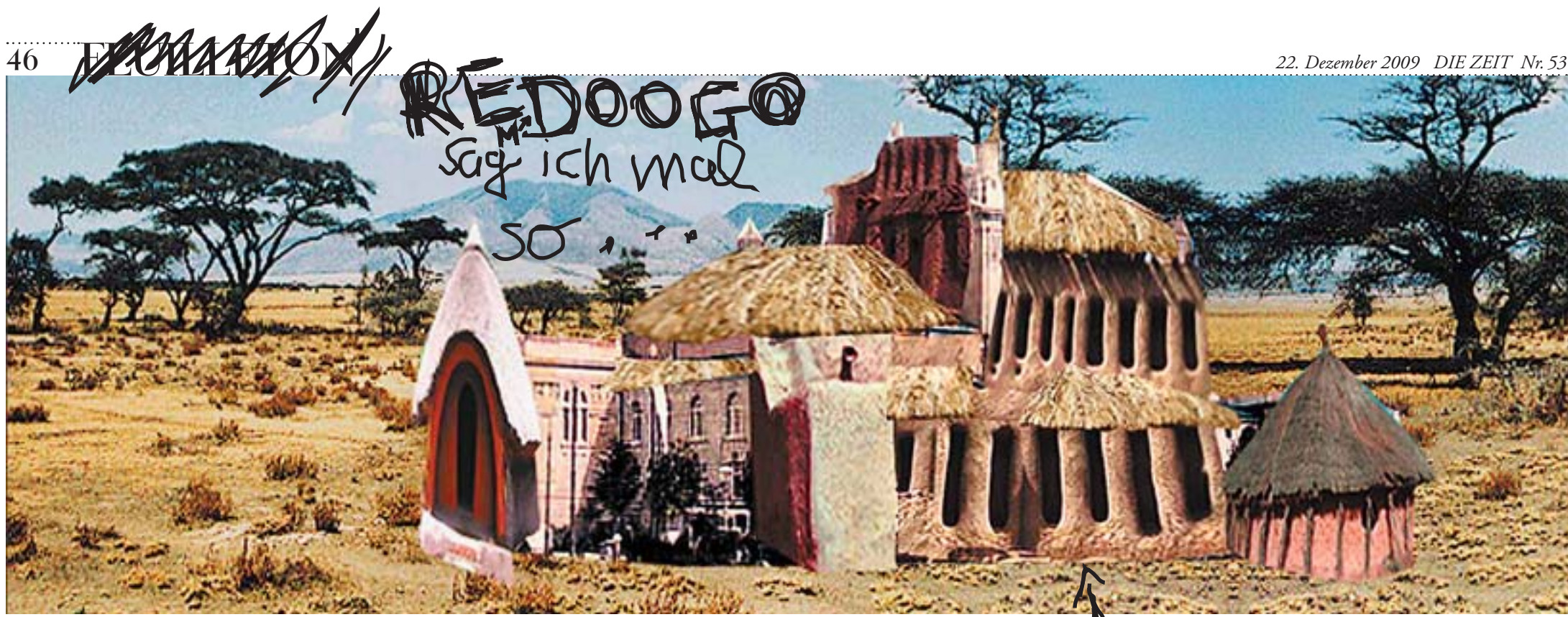
Liebe Leserinnen und Leser, es ist so weit, im Januar 2010 beginnt der Bau des Operndorfes in Burkina Faso. Die dortige Regierung hat uns ein wunderbares, spirituell aufgeladenes Gelände von fünf Hektar Größe übergeben. Mein Freund Francis Kéré, der in Burkina Faso geboren wurde, hat die Pläne fertiggestellt. Er benutzt einheimische Materialien. Viele Freiwillige aus Burkina Faso sorgen für die Realisierung. Zunächst wird die Schule gebaut, für 500 Kinder und Jugendliche, mit der Besonderheit, dass es Film- und Musikklassen gibt. Der Theatersaal, von der Ruhrtriennale gestiftet, ist bereits in Container verpackt und auf dem Weg zur Verschiffung. Die Weihnachtszeit ist für mich in diesem Jahr wirklich eine fröhliche Zeit, zumal auch meine Medikamente gerade prächtig wirken und die Metastasen im verbliebenen rechten Lungenflügel zum Verschwinden gebracht haben. Wir haben Spenden bekommen, die nicht nur den Bau des Operndorfes ermöglichen, sondern auch seinen Betrieb für eine gute Weile absichern können. – Ich danke dem ehemaligen Außenminister, der Kulturstiftung des Bundes, dem Goethe Institut, Henning Mankell als Helfer der ersten Stunde, Herbert Grönemeyer, Roland Emmerich und vielen anderen für ihre unglaublich großzügige Unterstützung, und nicht zuletzt danke ich auch dieser Wochenzeitung, die uns für die Weihnachtsausgabe das gesamte Feuilleton zur Verfügung gestellt hat, um Sie über die

Anfänge, Gründe und Hintergründe unseres sozialen Kunstprojekts in Wort und Bild zu informieren. Wir haben uns bemüht, es weihnachtlich und anspruchsvoll zu gestalten, mithilfe vieler Freunde und Förderer. Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest – und vor allem auch meiner Mutter.

RUF AN!

REMDOOGO-Hotline

Auf einigen Seiten hat Christoph Schlingensiefel 0900-Telefonnummern hinterlassen. Wenn man dort anruft, kann man Schlingensiefel selbst, Tondokumente und Originaltöne hören, die bei der Entstehung dieser Ausgabe und vor Ort in Afrika entstanden sind. Die fünf unterschiedlichen Hörspiele sind eine akustische Ergänzung dieses Feuilletons. Der Anruf kostet 99 Cent pro Minute, das Geld geht auf das Spendenkonto des Operndorfes (www.festspielhaus-afrika.com).



Weihnachten in ...

Fortsetzung von Seite 45

Vater stirbt, musst du auch eine Gabe bringen. Die Ahnen geben sich die Gaben durch die Generationen weiter, damit die ganze Familie mit einem langen Leben gesegnet ist. Die zurückgekehrten Kinder der Familie sind alle zusammen und rufen »Kililili, kililili!«, begleitet von den Trommeln, aus Freude über das gute Essen und die Feier. Man wünscht sich frohes »Fest, frohes Fest, einen guten Weg bis ins nächste Jahr!«: Das ist unser Ritus, den man Bangda nennt.

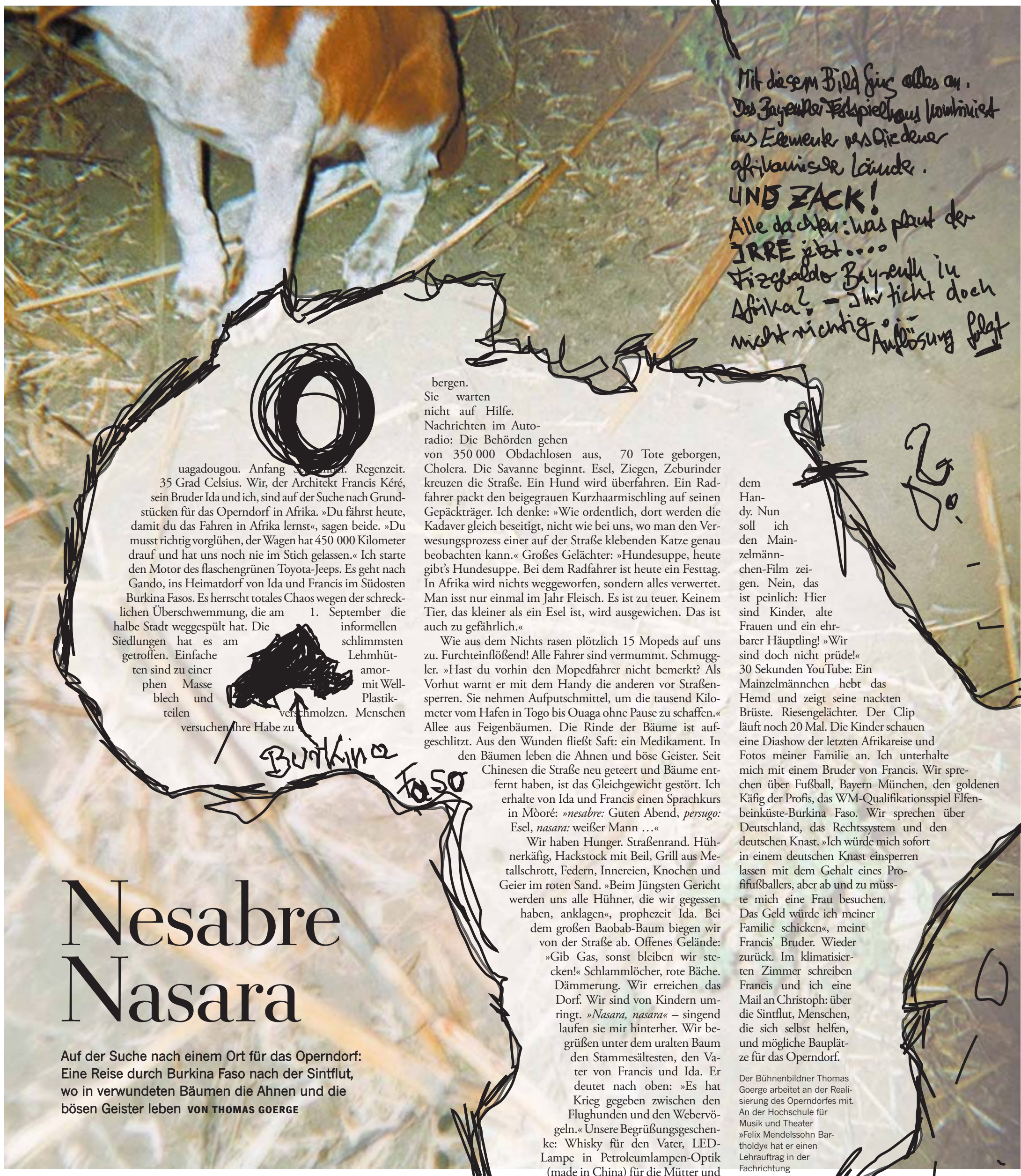
Das ist die Wahrheit. Wir haben auch Kipsa. Leider ist diese Tradition durch die vielen Muslime ein wenig verloren gegangen. Kipsa ist ein Fest der Mossi, ihr Tag. Aber durch die Ankunft der Weißen oder *mon père* und Weihnachten hat sich die Situation geändert. Als sie hierherkamen, um unsere Kinder zu bekehren, wollten wir das nicht. Man hat uns gezwungen, sie sind gekommen und haben uns gesagt, dass wir unsere Feste und Traditionen, die Mahnga, nicht mehr begehen sollen. Die Kinder mussten zu den weißen Brüdern gehen, an den Unterrichtsstunden teilnehmen. Und dann wurden sie getauft – so konnten sie nicht mehr auf unsere Weise glauben und nicht mehr zu unseren Traditionen zurückkehren. Das kannst du nicht. Du kannst dann nicht mehr ein Huhn vor deine Ahnen bringen. Du kannst nicht an zwei Götter glauben. Aus diesem Grund haben wir unsere Riten reduziert. Deswegen feiern wir jetzt Weihnachten als Christen und Kipsa zusammen in einem Brauch. Doch trotzdem können wir die Gaben nicht sein lassen. Wir müssen zu unseren Ahnen kommen. Es gibt einige Riten, die muss du behalten. Vor allem, wenn Kinder geboren werden, gibt es feste Traditionen. Das sind unsere ursprünglichen Riten, und die sind uns wichtig. Und wenn du nun beide vollziehst, dann hast du zwei Arten, zu glauben. Besonders, wenn du das Bangda begehst. Wir konzentrieren uns auf Weihnachten, doch können wir nicht von unserem alten Glauben und seinen Riten lassen.

Wenn du geremtet hast, egal, was du bekommen hast, dann musst du danken. Das ist ein wichtiger Brauch. Auch wenn es dir keiner ausdrücklich sagt, weißt du es. Du musst den Geist der Erde mit Traditionen bitten, an die Seite des Dorfhaupts Naaba zu treten, um ihn zu informieren, dass es ein Dankfest geben wird. So sind dann alle Bedingungen dafür erfüllt. Es ist dann die Aufgabe des Naaba, alle zu informieren. Egal, wo du bist, wenn du ein Kind des Dorfes bist, musst du über dieses Fest informiert werden. Dieses Fest des Dankes heißt Tengando. An diesem Tag dankt der Naaba, und man muss alles geben, um ein gutes Fest zu feiern mit viel Essen. Der Meister der Erde ist mitten unter uns, um mit uns Mahnga zu feiern. Man muss Opfer bringen, es wird viel gekocht. So viel, wie es dir möglich ist, solltest du geben. Es wird *dolo* angesetzt, alle Opfer sind für die Ahnen, um ihnen für alles zu danken, was sie für das Dorf und die Familie tun. Wenn du kein Huhn hast, dann kannst du auch etwas anderes geben. So dankt man den Göttern, dass wir zu essen haben, und hofft auf eine gute Ernte für das nächste Jahr. Auch um den Regen bitten wir. Und die Menschen danken sich und geben sich gute Wünsche mit. Sie essen viel und feiern. Auch der Naaba muss zum Meister der Erde gehen und sich bedanken. Die Reste werden aufgeteilt und weitergegeben. Man ruft: »Gott sei Dank!«, dreimal hintereinander. Zuerst bekommen die Alten die Reste des Essens und zuletzt die Frauen und Kinder. Das ist wichtig. Und man wünscht sich alles Gute bis zum nächsten Jahr. Und dass das nächste Jahr noch besser werde als das vergangene. Und man wünscht sich viele neue Frauen und neugeborene Kinder. Früher war das so. Doch jetzt wünschen wir auch frohe Weihnachten.

Alle feiern Weihnachten!!! Es ist ein großes Fest!! Die Menschen sind zufrieden, sie feiern und tanzen, überall hört man Musik. Es geht nur darum zu essen, das ist Weihnachten. Wir feiern alle Feste, aber Weihnachten ist zum wichtigsten geworden. Die religiösen Feiern wie Bangda, Kipsa und Mahnga können wir nicht ganz verlassen. Und ich möchte nicht auf sie verzichten, deswegen begehe ich diese Feste zwei- bis dreimal im Jahr. Aber jetzt, in der Weihnachtszeit, versuche ich alles auf einen Tag zu legen und Weihnachten und unsere Traditionen zusammenzubringen. Und die Ahnen akzeptieren unsere Gaben und Opfer, das heißt, dass sie das akzeptieren und nicht gegen uns sind.

Christoph Schlingensiefel kommt von weit her. Ich wünsche ihm viel Glück, ganz besonders auch seiner Frau.

Am 16. Dezember dieses Jahres erzählte Bouri Kéré, Häuptling des Dorfes Gando, seinem Sohn Francis Kéré, dem Architekten des Operndorfes Remdoogo, von den Weihnachtsbräuchen in Burkina Faso



Mit diesem Bild ging alles an. Das Bayerische Festspielhaus komponiert aus Elemente aus die neuer afrikanische Länder. UND ZACK! Alle dachten: was plant der IRRE jetzt... Fitzgerald Bayern in Afrika? - Ihr tichtet doch nicht richtig. Auflösung folgt

uagadougou. Anfang Regenzeit. 35 Grad Celsius. Wir, der Architekt Francis Kéré, sein Bruder Ida und ich, sind auf der Suche nach Grundstücken für das Operndorf in Afrika. »Du fährst heute, damit du das Fahren in Afrika lernst«, sagen beide. »Du musst richtig vorglühen, der Wagen hat 450 000 Kilometer drauf und hat uns noch nie im Stich gelassen.« Ich starte den Motor des flaschengrünen Toyota-Jeeps. Es geht nach Gando, ins Heimatdorf von Ida und Francis im Südosten Burkina Fasos. Es herrscht totales Chaos wegen der schrecklichen Überschwemmung, die am 1. September die halbe Stadt weggespült hat. Die Siedlungen hat es am getroffen. Einfache Lehnhütten sind zu einer phen Masse blech und teilen verschmolzen. Menschen versuchen ihre Habe zu bergen. Sie warten nicht auf Hilfe. Nachrichten im Autoradio: Die Behörden gehen von 350 000 Obdachlosen aus, 70 Tote geborgen, Cholera. Die Savanne beginnt. Esel, Ziegen, Zeburinder kreuzen die Straße. Ein Hund wird überfahren. Ein Radfahrer packt den beige-grauen Kurzhaarmischling auf seinen Gepäckträger. Ich denke: »Wie ordentlich, dort werden die Kadaver gleich beseitigt, nicht wie bei uns, wo man den Verwesungsprozess einer auf der Straße klebenden Katze genau beobachten kann.« Großes Gelächter: »Hundesuppe, heute gibt's Hundesuppe. Bei dem Radfahrer ist heute ein Festtag. In Afrika wird nichts weggeworfen, sondern alles verwertet. Man isst nur einmal im Jahr Fleisch. Es ist zu teuer. Keinem Tier, das kleiner als ein Esel ist, wird ausgewichen. Das ist auch zu gefährlich.«

Wie aus dem Nichts rasen plötzlich 15 Mopeds auf uns zu. Furchteinflößend! Alle Fahrer sind verummmt. Schmuggler. »Hast du vorhin den Mopedfahrer nicht bemerkt? Als Vorhut warnt er mit dem Handy die anderen vor Straßensperren. Sie nehmen Aufputschmittel, um die tausend Kilometer vom Hafen in Togo bis Ouaga ohne Pause zu schaffen.« Allee aus Feigenbäumen. Die Rinde der Bäume ist aufgeschlitzt. Aus den Wunden fließt Saft: ein Medikament. In den Bäumen leben die Ahnen und böse Geister. Seit Chinesen die Straße neu geteert und Bäume entfernt haben, ist das Gleichgewicht gestört. Ich erhalte von Ida und Francis einen Sprachkurs in Mòoré: »nesabre: Guten Abend, persugo: Esel, nasara: weißer Mann ...«

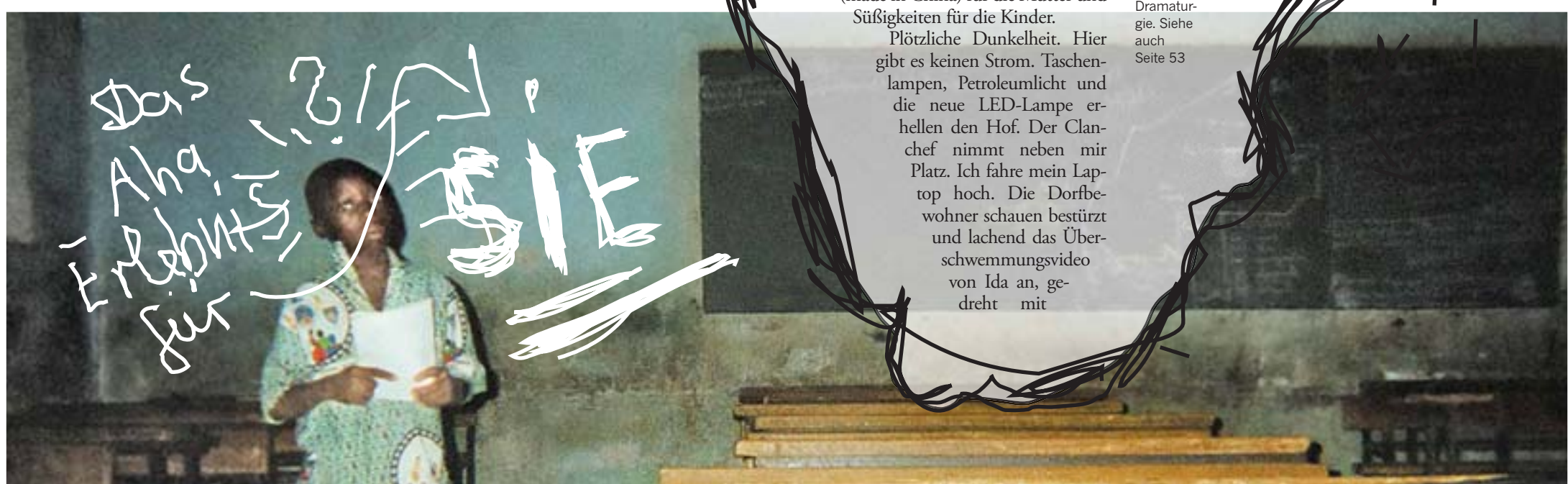
Wir haben Hunger. Straßenrand. Hühnerkäfig, Hackstock mit Beil, Grill aus Metallschrott, Federn, Innereien, Knochen und Geier im roten Sand. »Beim Jüngsten Gericht werden uns alle Hühner, die wir gegessen haben, anklagen«, prophezeit Ida. Bei dem großen Baobab-Baum biegen wir von der Straße ab. Offenes Gelände: »Gib Gas, sonst bleiben wir stecken!« Schlammflöcher, rote Bäche. Dämmerung. Wir erreichen das Dorf. Wir sind von Kindern umringt. »Nasara, nasara« – singend laufen sie mir hinterher. Wir begrüßen unter dem uralten Baum den Stammesältesten, den Vater von Francis und Ida. Er deutet nach oben: »Es hat Krieg gegeben zwischen den Flughunden und den Webervögeln.« Unsere Begrüßungsgeschenke: Whisky für den Vater, LED-Lampe in Petroleumlampen-Optik (made in China) für die Mütter und Süßigkeiten für die Kinder.

Plötzliche Dunkelheit. Hier gibt es keinen Strom. Taschenlampen, Petroleumlicht und die neue LED-Lampe erhellen den Hof. Der Clanchef nimmt neben mir Platz. Ich fahre mein Laptop hoch. Die Dorfbewohner schauen bestürzt und lachend das Überschwemmungsvideo von Ida an, gedreht mit dem Handy. Nun soll ich den Mainzelmännchen-Film zeigen. Nein, das ist peinlich: Hier sind Kinder, alte Frauen und ein ehrbarer Häuptling! »Wir sind doch nicht prüde!« 30 Sekunden YouTube: Ein Mainzelmännchen hebt das Hemd und zeigt seine nackten Brüste. Riesengelächter. Der Clip läuft noch 20 Mal. Die Kinder schauen eine Diashow der letzten Afrikareise und Fotos meiner Familie an. Ich unterhalte mich mit einem Bruder von Francis. Wir sprechen über Fußball, Bayern München, den goldenen Käfig der Profis, das WM-Qualifikationsspiel Elfenbeinküste-Burkina Faso. Wir sprechen über Deutschland, das Rechtssystem und den deutschen Knast. »Ich würde mich sofort in einem deutschen Knast einsperren lassen mit dem Gehalt eines Profifußballers, aber ab und zu müsste mich eine Frau besuchen. Das Geld würde ich meiner Familie schicken«, meint Francis' Bruder. Wieder zurück. Im klimatisierten Zimmer schreiben Francis und ich eine Mail an Christoph: über die Sintflut, Menschen, die sich selbst helfen, und mögliche Bauplätze für das Operndorf.

Der Bühnenbildner Thomas Goerge arbeitet an der Realisierung des Operndorfes mit. An der Hochschule für Musik und Theater »Felix Mendelssohn Bartholdy« hat er einen Lehrauftrag in der Fachrichtung Dramaturgie. Siehe auch Seite 53

Nesabre Nasara

Auf der Suche nach einem Ort für das Operndorf: Eine Reise durch Burkina Faso nach der Sintflut, wo in verwundeten Bäumen die Ahnen und die bösen Geister leben VON THOMAS GOERGE

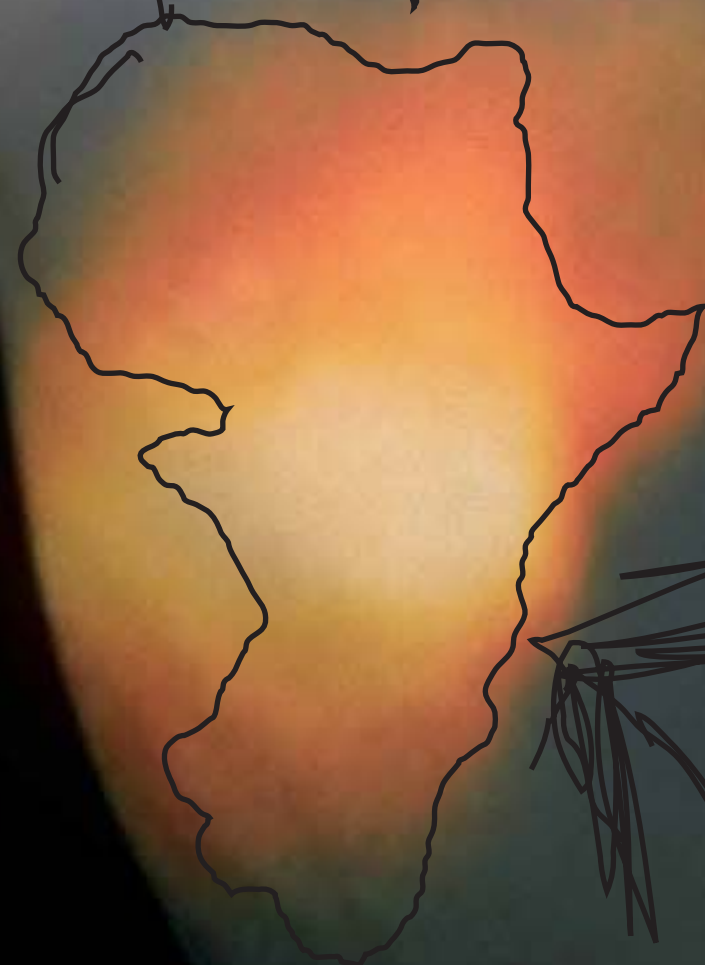


~~BRUNNEN~~

KRANKER BLICK

Bitte beachten Sie auch die Bezüge auf den anderen 7 Seiten!

Zusatztöne? Ruf an!
0900-1100391



Grüßwort

VON FILIPPE SAVADOGO

Das Projekt von **Christoph Schlingensief**, Direktor der Organisation »Festspielhaus Afrika«, ein Operndorf in Burkina Faso anzusiedeln, ist in mehrfacher Hinsicht zu begrüßen. So wird das Land, das alle zwei Jahre das internationale Symposium zur Granitskulptur ausrichtet, das erste afrikanische Land sein, das einen solchen Komplex künstlerischen Schaffens und künstlerischer Ausbildung beherbergen wird.

Laongo ist nach langem Suchen in mehreren Ländern ausgesucht worden. Es bietet, nach Aussage des Initiators, einen Rahmen, der der Meditation und der Kreativität angemessen ist. Das Operndorf von Laongo wird den Jugendlichen die Chance geben, ihre Talente in einer günstigen Umgebung zu entdecken und zu entwickeln. Dieser Komplex wird die Position Burkina Fasos als »Wegkreuzung der afrikanischen Kultur« festschreiben. Es wird ein Ort der Begegnung der europäischen und afrikanischen Kulturen werden, sogar der Kulturen der Welt.

Filippe Savadogo, Minister für Kultur, Tourismus und Kommunikation von Burkina Faso

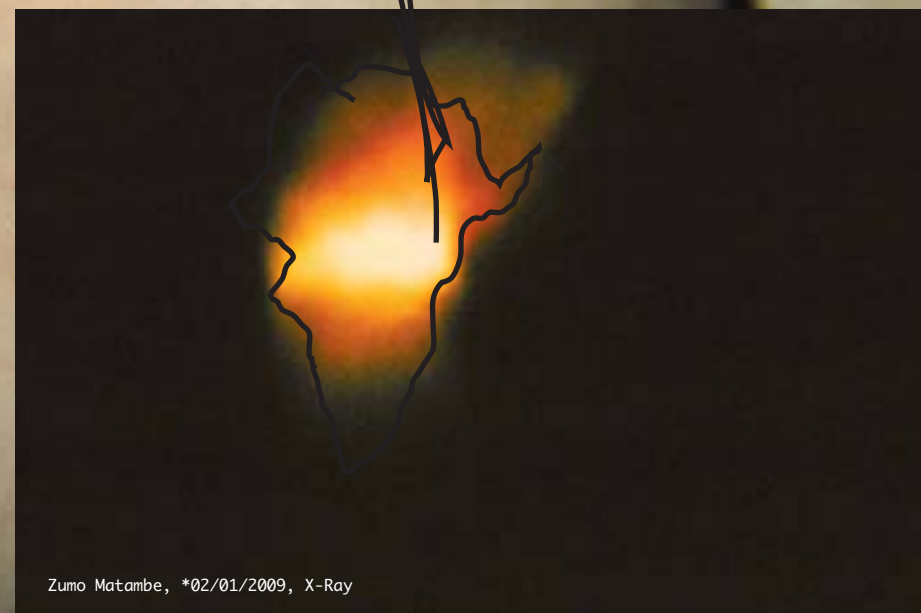
Die Fotos dieses Feuilletons wurden bis auf das Präsidentenmotiv auf Seite 1 von Kindern gemacht. Francis Kéré, der Architekt des Operndorfes in Burkina Faso, hat 30 Kindern zwischen 5 und 11 Jahren aus seinem Heimatort Gando je eine Einwegkamera zur Verfügung gestellt. Viele der Kinder hatten vorher noch nie einen Fotoapparat in der Hand.

.....
Christoph Schlingensief wurde bei dieser Feuilleton-Ausgabe der ZEIT unterstützt von:

Carl Hegemann, Anna Heesen, Aino Laberenz, Marie Schmidt, Alex Jovanovic

Anne Frederiksen, Ursula Leerhoff und der Feuilleton-Redaktion der ZEIT

Gestaltung:
Klaus-D. Sieling,
Martin Burgdorff



Zumo Matambe, *02/01/2009, X-Ray



Afrika ist längst angekommen

Wo? Dem.

Warum auch in der internationalen Kulturarbeit Entwicklungshilfe ein umstrittener Ansatz ist **VON PETER ANDERS**

Was ich an dem Projekt von Christoph Schlingensiefel interessant finde, ist die Tatsache, dass er einen mehrfach ausgezeichneten Architekten als Partner ausgesucht hat: Francis Kéré aus Burkina Faso. Mit ihm wird er von der Konzeption bis zur Realisierung des Operndorfes zusammenarbeiten. Schlingensiefel stellt sich nicht als Messias aus Europa dar, der Opern zu den »primitiven« Afrikanern exportieren möchte, sondern er will durch diese Zusammenarbeit mit den Einheimischen vor Ort einen ehrlichen Dialog zwischen den Kulturen Afrikas und Europas eröffnen. Das Projekt erhält durch diese Einstellung eine Verantwortung, die endlich zu einer Win-win-Situation führen kann. Es wäre gut, wenn die Politik und die Wirtschaft diese Vorgehensweise für andere Projekte übernehmen würden, die bisher überwiegend gescheitert sind, weil viele Besserwisser aus dem Norden die Entscheidungen allein getroffen haben.

Afrika wurde bislang von der Industriemation als Problemfeld oder, salonfähiger ausgedrückt, als hilfsbedürftiger Kontinent angesehen. Kein Wunder, dass die Beziehungen zwischen den meisten Ländern Afrikas und dem Westen von herablassendem, diktierendem Verhalten geprägt waren. Das kennen wir alle: »Afrika, du musst das machen, du musst es so machen, du sollst es lieber so machen!« Warum denkt jeder, er wisse besser, wo die Afrikaner der Schuh drückt?

Wie kann man erklären, dass viele Regierungschefs auf dem Kontinent über 20 Jahre an der Macht leben? Trotz nachgewiesener Korruption und dubioser Machenschaften sind sie gern gesehene Gäste im Westen. Sind die wirtschaftlichen Interessen der Industrieländer bezüglich Öl und anderer natürlicher Ressourcen so wichtig, dass sie die Afrikaner so lange im Stich gelassen haben?

Ist es nicht möglich, dass die Ressourcen in den Ländern Afrikas zu einem fairen Preis gekauft werden? Und wenn ja, wäre es dann nicht gleichgültig, welche Regierung an der Macht ist, wenn diese bereit ist, die Einnahmen gerecht zu verteilen? Einerseits fordern wir alle starke Institutionen für eine funktionierende Demokratie, andererseits unterstützen wir Staatschefs, die einfach zu manipulieren sind.

Partnerschaft auf Augenhöhe bedeutet auch Gleichbehandlung und Respekt füreinander. Die heutigen Eliten verdienen keinen Respekt, wenn sie Plünderer sind – umso mehr Achtung verdienen die afrikanischen Bürger, die trotz schwieriger Umstände noch ihr Leben meistern. Viele dieser Länder werden von Politikern regiert, die nur eigenen Interessen folgen. Trotzdem werden sie von den Industrienationen mit Budget-beziehungswise Entwicklungshilfe überschüttet. Warum?

Wer profitiert denn davon? Die Steuerzahler der EU-Nationen müssen ihre Regierungen fragen, warum so viel Geld ausgerechnet in diese Länder gesteckt wird. Die Präsidenten kommen mit diesem für ihre Bevölkerung bestimmten Geld nach Europa, um es wochenlang in exklusiven Hotels zu verpassen. Wenn die afrikanischen Eliten krank werden, lassen sie sich in Europa heilen und nicht in den eigenen Krankenhäusern im Heimatland. Zur selben Zeit fehlen in diesen afrikanischen Ländern alle Mittel für notwendige Anschaffungen, zum Beispiel im Gesundheitssektor.

Ein Land mit einer schlechten Regierung kann keine Entwicklung durchlaufen – egal wie viel finanzielle Zuwendung es erhält. Mehr als 600 Milliarden Dollar sind als Entwicklungshilfe nach Afrika geflossen, mit kaum sichtbaren Folgen für die Entwicklung der Länder. Am Ausbau der Infrastruktur oder an einem Technologietransfer zur Verbesserung der Landwirtschaft haben die Geberländer kein echtes Interesse, obwohl viele afrikanische Länder nicht in der Lage sind, ihre eigene Bevölkerung ausreichend zu ernähren. Wer abhängig ist, bleibt ein Spielball ...

Die Weltgemeinschaft ist aufgerufen, den rücksichtslosen Politikern das Handwerk zu legen! Man darf keine Gelder mehr blind an korrupte Regierungen überweisen und muss den Eliten Reiseverbote verpassen! Wenn die politische Klasse nicht mehr die Möglichkeit hat, das gestohlene Geld im Ausland zu verperlen beziehungsweise für die Erfüllung eigener Luxusbedürfnisse

anzulegen, haben sie genug Zeit, sich intensiv mit ihren Bürgern zu beschäftigen. Die Mehrheit der Afrikaner will die reinen Geldgeschenke nicht. Sie untergraben ihr Selbstwertgefühl. Die Unternehmer vor Ort brauchen Kredite und keine salbungsvollen Worte.

Die meisten Probleme werden nicht nur durch mehr Geld gelöst, sondern durch die Schaffung von Rahmenbedingungen, die wirtschaftliches Wachstum unterstützen. Vor allem braucht es Bürgerinitiativen, und diese müssen unterstützt werden. Nur so können sie ihre Regierungen in die Pflicht nehmen.

Es ist ein erstaunliches Phänomen, dass viele Länder in der Lage sind, ausreichend Nahrungsmittel zu produzieren, wenn die notwendige Technologie und die richtigen landwirtschaftlichen Methoden angewendet werden. Warum investieren afrikanische Regierungen nicht in diesen Sektor, anstatt Geld für Waffen, Geländewagen und den Bau von Prestigeobjekten auszugeben?

Kofi Annan hat geäußert, Afrika brauche junge Regierungschefs anstatt Opas ohne Vision und ohne Strategie, um die Länder in eine neue Richtung zu führen. Es ist eine Schande, dass diese Männer so an der Macht kleben! Das Schlimmste an diesen Regierungen ist aber, dass sie ihre eigene Bevölkerung daran hindern, für sich selbst zu sorgen. Die Menschen sind Geiseln ihrer Regierungen.

Afrika braucht viele starke Frauen, um aus dieser Misere herauszukommen. Die Männer haben jahrzehntlang gezeigt, dass sie unfähig sind, auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit zu reagieren. Die meisten von ihnen sind von Macht, Gier und Ruhmsucht besessen und wollen wie kleine Götter verehrt werden.

Außerhalb der Industriemationen brauchen wir ehrliche Menschen, die respektvoll mit anderen Kulturen und Völkern umgehen und nicht alles nur mit Dollar- und Euro-Augen sehen.

Die Diplomatinformatikerin Veye Tataba wurde in Kamerun geboren. Sie gründete 1998 den Verein Africa Positive, der das gleichnamige Magazin herausgibt, um die Vielfalt der Menschen, der Kulturen und der Natur des bunten Kontinents darzustellen.

www.africa-positive.de

PARTNER SCHAFT

Es ist Zeit, dass Europa sich mit mehr Sachverstand auf die komplexen kulturellen Gegebenheiten, die Wirklichkeit und die Bedürfnisse Afrikas einlässt

VON VEYE TATABA

AUGENHÖHLE

seinem ehemaligen Folterterer begegnet. All dies sind cineastische Fragmente eines Kontinents in Bewegung. Bedürftigkeit als Credo war einmal – heute gilt es, Selbstbewusstsein und künstlerische Kraft zu demonstrieren.

Wie die Protagonisten der Kurzfilme befinden sich allerdings auch ihre Macher in einem Geflecht von widersprüchlichen Anforderungen. Innerhalb ihrer eigenen Gesellschaften und oft auch Familien müssen sie, um etwa vom Außenseiter zum Insider zu werden, den Ungleichzeitigkeiten individueller und kollektiver Erfahrung Rechnung tragen. Im internationalen Kontext sehen sie sich mit einer Vielzahl von Zuschreibungen konfrontiert, durch die in der Regel die alten Klischees von Armut und Krise reproduziert werden. Doch den Anpassungsdruck wissen sie nicht nur zu parieren, sondern zum eigenen Nutzen zu gestalten.

Dabei spielen neue Netzwerke eine zunehmend große Rolle. Das Privileg der internationalen Vernetzung ist im Zeitalter von Twitter und Facebook nicht mehr den ausländischen Kulturinstituten, wie etwa dem Goethe-Institut, vorbehalten. Umso wichtiger ist es, transparent zu arbeiten und die eigenen Interessen deutlich zu formulieren. Das Goethe-Institut hat erfreulicherweise eine bemerkenswert hohe Glaubwürdigkeit in Afrika – gerade im Vergleich zu anderen europäischen Kulturinstituten, deren Grad an Autonomie gegenüber ihren Regierungen weitaus geringer ist.

Eine sinnvolle Kulturarbeit versucht, die kulturell produktiven Räume zu finden und zu bespielen, in denen differenzierte Identitäten wachsen. In Afrika öffnen sich diese wie überall auf der Welt in den komplexen Lebenswelten zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen Virtualität, Projektion und Wirklichkeit, zwischen Stadt und Land. Die spezifischen Arbeitsbedingungen der Künstler und Künstlerinnen in Afrika müssen berücksichtigt werden. Das schließt die Bereitstellung von Infrastruktur und Produktionsmitteln ebenso ein wie die Unterstützung einer Öffentlichkeit, die den Mehrwert von Kunst achtet. Und dazu gehört auch eine Nachwuchsförderung, die jedem, der es möchte, die Möglichkeit gibt, seine Talente zu entdecken und auszubauen. Die Überwindung der Widersprüche und Widerstände, die eine kontinuierliche Ausbildung verhindern, ist ein herausragendes Ziel, um das Recht, aber auch den Stolz zu fördern, teilhaben zu können an einer vielschichtigen Welt. »Eine der schwierigsten Sachen ist nicht, die Gesellschaft zu ändern, sondern sich selbst«, hat Nelson Mandela im Jahr 2000 gesagt.

Der Generalverdacht, dass der Anteil der Kunst an diesen Veränderungsprozessen gegenüber den Schwergewichten der internationalen Entwicklungspolitik eine in Afrika zu vernachlässigende Größe sei, ist längst aufgehoben. Über das Klischee hinaus sind Imagination und Improvisation auf dem Kontinent so weit verbreitet, dass wir ruhig mal etwas ohne schlechtes Gewissen abgucken dürfen und eigentlich dann erst wissen, dass Afrika als gleichwertiger Partner in dieser Welt angekommen ist.

Peter Anders ist Programmleiter des Goethe-Instituts Subsahara Afrika und hat das Projekt von Christoph Schlingensiefel von Anfang an in Afrika begleitet. Er hat in den neunziger Jahren fünf Jahre für das Goethe-Institut in Kamerun gearbeitet, dann unter anderem in Brasilien. Zurzeit lebt er in Johannesburg

Erwarte von mir keinen Bonus, weil du Afrikaner bist. Wenn du gut sein willst, dann musst du lernen, lernen. Dies sagt nicht etwa ein evangelischer Missionar, sondern der viel beschäftigte Kameruner Kurator Simon Njami. Er sagt es zu einem Dutzend Fotografen, die aus allen Ecken des Kontinents auf Einladung des Goethe-Instituts zur Fotobiennale nach Mali gekommen sind, um im Kreis internationaler Experten ihre aktuellen Projekte vorzustellen: »Bei uns fehlen leadership, Verantwortung und Ehrgeiz. Aber wie sollen die auch entstehen, wenn alle Nase lang selbst ernannte Helfer aus fremden Ländern mit neuen Ideen und anderen Finanzierungsquellen kommen, die ein erträgliches Auskommen sichern? Der Künstler muss sich wehren gegen diese Parallelwelt der Liebhaberei.«

Eine Art, sich zu wehren, könnte die Losung »Experiment. Radikalität. Revolution« sein. Sie ist das Motto der in Kapstadt vorletzte Woche eröffneten Ausstellung *DADA South?*. Die Kuratoren befragen die politische Kraft zeitgenössischer Kunst und erheben Kritik zum Prinzip. In Zeiten, in denen angesichts der bevorstehenden Fußballweltmeisterschaft offenbar eher ein positives *nation branding* angesagt ist und die Folklorisierung Südafrikas im Vordergrund zu stehen scheint, ist das, gerade aus Sicht eines europäischen Kulturschaffenden, eine naheliegende Intervention. Doch es ist komplizierter. Es hagelt Proteste: Wieder werde ein europäischer Referenzrahmen gesetzt, um die eigene Identität zu erklären. Damit stecke die Ausstellung in demselben Dilemma wie die Wahrheits- und Versöhnungskommission: Anstatt den Opfern einen Weg zu weisen, mit der Vergangenheit umzugehen, verschaffe sie den Tätern Entlastung. Der richtige Weg sei es, zu einer eigenen Geschichtsschreibung zu kommen und sich nicht weiter über die Weißen zu definieren.

Wir Europäer sehen in der kritischen Distanz zur politischen Nomenklatur die Voraussetzung künstlerischen Schaffens, während in weiten Teilen Afrikas der Gemeinsinn stiftende Aspekt der Kunst im Vordergrund steht: Stammesführer, Bürgermeister und Minister sind selbstverständlich Teil des rituellen Ganzen. Dabei vergisst man leicht die Bilder von sich gegenseitig abschaltenden Brüdern und Schwestern – die Bankrotterklärung für die vermeintliche Wirkung der Kunst Afrikas. Die Frage nach der Rolle der Kunst und des internationalen Kulturaustausches in den Ländern südlich der Sahara ist kompliziert und alles andere als beantwortet; die Diskussionen um die richtigen Konzepte auf europäischer Seite sind zuweilen noch immer von Unkenntnis der offenen Wunden, die die Kolonialzeit hinterließ, gekennzeichnet.

»Ich möchte mich«, so Pascal Marthine Tayou, dessen Arbeiten auf den Biennalen dieser Welt zu sehen sind, »als Künstler ernst genommen fühlen und nicht als Afrikaner. Ich will nicht bemitleidet werden, sondern mich messen mit den Besten.« Und die Besten sind für Afrika gerade gut genug. Die radikalen Visionäre, die die Wirklichkeit spielerisch aufnehmen, um neue Erfahrungen zu ermöglichen. Die der Schönheit Flügel verleihen, ohne in Ethnokitsch abzustürzen.

So wie der Mosambikaner Dario Fonseca. Die Protagonistin seines neuesten Films entflieht dem Martyrium häuslicher Gewalt, indem sie nicht nur gegen ihren Mann, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Konventionen anrennt. Oder die Filmemacherin Wanuri Kahiu, deren letzter Film im postapokalyptischen Kenia spielt, wo eine junge Frau ihre hochtechnisierte Stadt verlässt, um sich auf die Suche nach der Natur zu begeben. OSHI Hiveluah hingegen erzählt die Geschichte eines namibischen Kriegsveteranen, die die Vergangenheit einholt, als er zufällig

DIE ZEIT

Gründungsverleger 1946–1995:
Gerd Bucerius †
Herausgeber:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann

Chefredakteur:
Giovanni di Lorenzo
Stellvertretende Chefredakteure:
Matthias Naß
Bernd Ulrich
Geschäftsführender Redakteur:
Moritz Müller-Wirth
Chef vom Dienst:
Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrie

Politik: Bernd Ulrich (verantwortlich), Andrea Böhm, Alice Bota, Christian Denso, Frank Drieschner, Thomas Fischermann (Koordination: Weltwirtschaft), Angela Köckritz, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Jan Raß (Koordination Außenpolitik), Patrik Schwarz, Dr. Heinrich Wefing
Dossier: Dr. Stefan Willeke (verantwortlich), Anita Blasberg, Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg, Henning Sußebach
Wirtschaft: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Thomas Fischermann (Koordination: Weltwirtschaft), Götz Hamann (Koordination: Unternehmen), Marie-Luise Hauch-Fleck, Rüdiger Jungblut, Dietmar H. Lamparter, Günhild Lübbe, Anna Marohn, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock
Wissen: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnen, Christoph Dröser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Stefan Schmitt, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Urs Willmann

Fuilleton: Florian Illies/Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Ascheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmler, Ijoma Mangold (Koordination), Dr. Susanne Mayer (Kinder- und Jugendbuch/Sachbuch), Katja Nicodemus, Iris Radisch (Literatur), Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn, Dr. Adam Soboczyński (Sachbuch), Dr. Elisabeth von Thadden (Politisches Buch)
Kulturreporter: Ulrich Greiner, Dr. Christof Siemes
Leserbriefe: Margrit Gerste (verantwortlich)
Reisen: Dorothee Stöbner (verantwortlich), Michael Alinauer, Stefanie Flamm, Dr. Monika Putschögl, Cosima Schmitt, Christiane Schott
Chancen: Thomas Kerstan (verantwortlich), Jeannette Otto, Arnfrid Schenk, Judith Scholter, Jan-Martin Wiarda
Zeitsätze: Benedikt Erenz (verantwortlich)
Wohntausch: Ulrich Stock (verantwortlich)
ZEITmagazin: Christoph Amend (Redaktionsleiter), Tanya Stalzer (Textchef), Jörg Burger, Wolfgang Büscher, Heike Falter, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piegras, Tillmann Prüfer (Stil), Jürgen von Rutenberg, Matthias Stolz, Carolin Ströbele (Online)
Art-Direktorin: Katja Kollmann
Gestaltung: Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy
Fotoredaktion: Michael Biedowicz (verantwortlich)
Redaktion ZEITmagazin: Dorothee Strauß 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39, E-Mail: zeitmagazin@zeit.de
Verantwortliche Redakteure Reportage: Hanns-Bruno Kammertons (Titelgeschichte), Stephan Lebert (Koordination)
Reporter: Dr. Susanne Gaschke (KinderZEIT), Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Sabine Rückert, Wolfgang Uchatius
Politischer Korrespondent: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht
Wirtschaftspolitische Korrespondent: Marc Bröst (Berlin)

Autoren: Dr. Theo Sommer (Editor-in-Chief), Dr. Dieter Buhl, Rainer Frenkel, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Grotz, Nina Grunenberg, Klaus Harpprecht, Wilfried Herz, Jutta Hoffritz, Dr. Gunter Hofmann, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kippkopf, Erwin Koch, Ulrike Meyer-Timp, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dr. Werner A. Perger, Dr. Volker Ullrich
Berater der Art-Direktion: Mirko Borsche
Art-Direktion: Heike Hinz (verantwortlich), Klaus-D. Sieling (i. V.), Dietmar Dänecke (Beilagen)
Gestaltung: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Sina Giesecke, Katrin Guddat, Delia Wilms
Infografik: Gisela Breuer, Anne Gerdas, Wolfgang Sischke
Bildredaktion: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerk
Dokumentation: Mirjam Zimmer (verantwortlich), Davina Böck, Dorothee Schönardt, Dr. Kerstin Wilhelms
Korrektur: Mechthild Warmbier (verantwortlich)
Hauptstadredaktion: Matthias Gesz (kommissarisch verantwortlich), Peter Dausend, Christoph Diekmann, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Petra Pinzler, Dagmar Rosenfeld, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz, Dorothee Strauß 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40
Frankfurter Redaktion: Mark Schwirtz (Finanzmarkt), Escherheimer Landstr. 50, 60322 Frankfurt a. M., Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: mark.schwirtz@zeit.de
Dresdner Redaktion: Stefan Schirmer, Ostra-Allee 18, 01067 Dresden, Tel.: 0351/48 64 24 05, E-Mail: stefan.schirmer@zeit.de
Europäer-Redaktion: Dr. Jochem Bittner, Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 96, E-Mail: jochem.bittner@zeit.de
Pariser Redaktion: Gero von Randow, 14, rue des Saussaies, 75008 Paris, Tel.: 0033-1/77 18 31 64, E-Mail: gero.von.randow@zeit.de
Mittelost-Redaktion: Michael Thumann, Posta kutsusu 2, Anadoluykoyu34345, Istanbul, E-Mail: michael.thumann@zeit.de

Washingtoner Redaktion: Martin Klingert, 940 National Press Building, Washington, D. C. 20045, E-Mail: martin.klingert@zeit.de
New Yorker Redaktion: Heike Buchter, 11, Broadway, Suite 851, 10004 New York, Tel.: 001-212-269-34-38, E-Mail: hbuchter@newyorkergermanpress.com
Moskauer Redaktion: Johannes Voswinkel, Srednjaja Pjerslawskaja 14, Kw. 19, 125110 Moskau, Tel.: 007-495-680 03 85, Fax: 007-495-914 17 90
Österreich-Seiten: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, A-1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: joachim.riedl@zeit.de
Schweizer-Seiten: Peer Teuwen, Kronengasse 10, CH-5400 Baden, Tel.: 0041-562 104 950, E-Mail: peer.teuwen@zeit.de
Weitere Auslandskorrespondenten: Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@wp.163.com, Frank Sieren, Peking, Tel.: 0086-10/85 63 88 80, E-Mail: frank.sieren@zeit.de, Gisela Dachs, Tel Aviv, Fax: 00972-3/525 03 49, Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2073/54 47 00, E-Mail: john.f.jungclaussen@zeit.de, Rainer Luyken, Achillbüwe by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: rainer.luyken@zeit.de, Birgit Schönau, Rom, Tel.: 0039-339-229 60 79
ZEIT Online GmbH: Wolfgang Blau (Chefredakteur), Christoph Dove (Geschäftsführer/Redakteur), Stelvio Chiesadrea (Korrespondent), Karsten Polke-Majewski (Stellv. Chefredakteur), Fabian Mohr (Entwicklung und Multimedia-Formate, Mitglied der Chefredaktion), Kersten Haske, Alexander Schwabe (Chefred. vom Dienst), Ludwig Greven (Textchef, Deutschland), Markus Horell, Katharina Schuler, Michael Schlieben (Politik), Karin Gell, Susanne Pappes, Tilman Steffen, Simone Barfisch (Nachrichten), Stefan Richter (Meinung), Alexandra Endres, Philip Faigle (Wirtschaft), David Hugendick, Wenke Husmann, Rabaa Wehser (Kultur), Parvin Sadigh (Gesellschaft), Steffen Dobbert, Susanne Gough, Matthias Bossaller (Sport), Kai Biermann (Digital), Dagny Lüdemann (Wissen), Anette Schweizer (Reise), Carolin Ströbele (Leben), Adrian Pohr, Rene Dettmann (Video), Johannes Kuhn, Alisa Altun (Community), Christian Heise, Saskia Regerbis (Audience Management),

Anne Fritsch, Nete Helmreich, Sonja Mohr (Bildredaktion, Grafik und Layout)
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser, Christian Röpke
Verlag und Redaktion: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Spensort 1, 20095 Hamburg
Telefon: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11
E-Mail: diezeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser
Verlagsleitung: Stefanie Hauer
Vertrieb: Jürgen Jacobs
Marketing: Nils von der Kall
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Silvie Rundel
Herstellung/Schlussgrafik: Wolfgang Wagner (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Hartmut Ernst, Nicole Hauschinger, Oliver Nagel, Hartmut Neitzel, Frank Siemski, Birgit Vester, Lisa Wolk, Bildbearbeitung: Anke Birkens, Hanno Hammacher, Martin Hinz
Druck: Frankfurt/Reporter Druckerei GmbH, Kurfürstendamm 4-6, 64546 Wolfenbüttel/Waldorf Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Albersburg
Für unverlangt eingesandene Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.
Anzeigen: DIE ZEIT, Matthias Weidling, Empfehlungsanzeigen: iq media marketing, Axel Kuhlmann
Anzeigenstrategie: Helmut Michaelis
Anzeigen: Preisliste Nr. 54 vom 1. Januar 2009
Magazine und Neue Geschäftsfelder: Sandra Krefl
Projektleiter: Bernd Loppow
Bankverbindungen: Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71, Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
Börsenpflichtblatt: An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

Leserbriefe
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg, Fax: 040/32 80-404, E-Mail: leserbrief@zeit.de
Artikelfrage aus dem Archiv
Fax: 040/32 80-404; E-Mail: archiv@zeit.de
Abonnement
Jahresabonnement € 166,40; für Studenten € 109,20 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: ZEIT, 20080 Hamburg
Abbonnentenservice: Telefon: 0180-525 29 09*, Fax: 0180-525 29 08*, E-Mail: abo@zeit.de
* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können abweichen
Abonnement Österreich
DIE ZEIT: Kundenservice Postfach 5: 6960 Wulfrath Telefon: 0820/00 10 85 Fax: 0820/00 10 86 E-Mail: die-zeit@abo-service.at
Abonnement Schweiz
DIE ZEIT: Kundenservice Postfach 5: 6960 Wulfrath Telefon: 0041-41/329 22 15 Fax: 0041-41/329 22 04 E-Mail: die-zeit@leserservice.ch
Abonnement restliches Ausland
DIE ZEIT: Kundenservice Postfach: 6002 Luzern Telefon: 0041-41/329 22 80 Fax: 0041-41/329 22 04 E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

Abonnement Kanada
Anschrift: German Canadian News 25-29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M3B 1Y8 Telefon: 001-416/391 41 92 Fax: 001-416/391 41 94 E-Mail: info@gcnnews.ca
Abonnement USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is \$ 260,00 per annum. K.O.P.: German Language Pub, 153 S Dean St., Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631 Telefon: 001-201/871 10 10 Fax: 001-201/871 08 70 E-Mail: subscribe@gjnews.com
Einzelverkaufspreis Deutschland: € 3,60
Anzahl: Dänemark DKR 40,00; Finnland € 6,20; Norwegen NOK 49,00; Schweden SEK 55,00; Belgien € 4,20; Frankreich € 4,70; Portugal € 4,70; Großbritannien GBP 4,20; Niederlande € 4,20; Luxemburg € 4,20; Österreich € 4,00; Schweiz CHF 6,80; Griechenland € 5,30; Italien € 4,70; Spanien € 4,70; Kanarische Inseln € 4,90; Tschechische Republik CZK 170,00; Slowakei € 5,75; Ungarn HUF 1420,00; Slowenien € 4,70
ISSN-Nr.: 0044-2070

HYPERGOTT

Er hieß José, wurde aber immer nur Zé genannt. Er wohnte mit seiner Frau Maria in Boane, zwanzig Kilometer von Maputo entfernt, an der Straße, die nach Südafrika führt.

Zé machte sich jedoch nichts aus Landstraßen und Autos. Sein Leben gehörte der Eisenbahn. Viele Jahre war es seine Aufgabe gewesen, an einem kleinen Bahnübergang zwischen zwei Dörfern mit seiner roten Flagge vor den Zügen zu warnen. Es war kaum mehr als ein Pfad, der die Bahnleise kreuzte. Selten kamen andere Menschen vorbei als die Hütejungen mit ihren Schafen und Kühen. Aber Zé nahm seine Aufgabe immer ernst. Nie war jemand verunglückt oder zu Schaden gekommen, wenn die Züge durchfuhren, und er machte stets eine Ehrenbeziehung vor den Lokführern, obwohl sie Obszönitäten oder andere Unverschämtheiten von der Lok zu ihm hinabriefen.

Wenn es hoch kam, waren vier Züge am Tag durchgefahren. Doch das war viele Jahre her, in einer fernen Vergangenheit, als Zé noch ein junger Mann gewesen war. Dann waren die verschiedenen Kriege gekommen.

ditionen hieß. Das, was vor ihnen gewesen war, das Leben der Ahnen. Es war, als blickten die Jungen alle nur nach vorn und hätten die Vergangenheit völlig vergessen.

Daran dachte er und machte sich Sorgen. Doch wenn er versuchte, mit Maria darüber zu sprechen, sagte sie nur, dass er sich immer um Dinge Sorgen gemacht habe, die ihn nichts angingen.

»Es ist nicht deine Angelegenheit«, sagte sie.

»Wessen Angelegenheit ist es dann?«

»Du sollst dich um die Züge kümmern, sonst nichts.«

Zé sagte nichts mehr. Er kannte Maria und wusste, dass sie nicht zuhören würde. Hatte sie sich einmal eine Meinung gebildet, änderte sie sie nicht. Zé musste auch zugeben, dass sie oft recht hatte.

Aber diesmal wollte er seinen eigenen Weg gehen. Deshalb ging er eines Abends durchs Dorf hinüber zu der niedrigen und schlecht instand gehaltenen Hütte, in der der alte Tischlermeister Mestre Afonse wohnte. Er lebte allein, seine Frau war tot, seine Glieder schmerzten, und er sah nicht mehr besonders gut. Aber er war ein kluger Mann, der es liebte, Gespräche zu führen.

nen einzusammeln, bevor sie ganz verschwunden waren.

»Das hört sich nach einer hervorragenden Idee an«, sagte Martin, nachdem Zé geendet hatte. »Ein ausgezeichnetes kulturelles und soziologisches Projekt.«

Zé wusste nicht, was ein Projekt war. Aber er glaubte zu verstehen, dass Martin seiner Idee wohlwollend gegenüberstand.

»Ich kann dir helfen, einen Projektantrag zu stellen«, sagte Martin. »Sag mir nur, wie viel Geld du dir vorgestellt hast.«

»Fünzig Dollar«, sagte Zé, der wusste, dass man immer von Dollar redete, wenn man mit Weißen Geschäfte machte.

Martin lächelte.

»Ich habe nicht verstanden«, sagte er.

»Fünzig Dollar.«

»Fünzig Dollar?«

»Ja?«

»Ist das nicht viel zu wenig?«

»Ich brauche nicht mehr.«

»Wir können keine Projektförderung von fünfzig Dollar geben.«

gendwo wohnen, du musst essen, du wirst eine Schreib-ausrüstung, einen Computer, eine Kamera brauchen. Und Lohn sollst du doch auch bekommen?«

»Nein«, sagte Zé nur. »Ich möchte nur Hilfe, um mir ein Paar Schuhe kaufen zu können. Den Rest schaffe ich allein. Etwas zu essen findet man immer und einen Platz zum Schlafen irgendwo.«

Zé hatte nichts mehr zu sagen. Martin saß schweigend da. Zé fror weiter und sehnte sich hinaus in die Wärme der Sonne.

»Komm in ein paar Tagen wieder. Ich will sehen, was ich tun kann«, sagte Martin.

Aber als Zé zurückkam, konnte Martin ihm nur mitteilen, dass es leider nicht möglich war, ihm einen Beitrag von fünfzig Dollar zu geben. Es war zu wenig Geld. Außerdem konnte man nicht nach Hause schreiben und erklären, dass man ein Projekt förderte, in dem der Antragsteller nur ein Paar Schuhe brauchte.

Nachdem er sich bei dem Cousin bedankt hatte, fuhr Zé auf der Ladefläche eines anderen Lastwagens nach Hause. Am Abend lag er in der Dunkelheit an Marias Seite und erzählte ihr, was er erlebt hatte.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht fahren«, sagte sie. »Oder etwa nicht?«

»Manchmal muss man einen Versuch machen«, sagte Zé.

»Du vergisst, dass du alt bist, Zé.«

»Nein«, sagte Zé. »Ich bin noch gut bei Kräften.«

»Jetzt schlafen wir«, sagte Maria und griff im Dunkeln nach seiner Hand.

Einige Monate später verschwand Zé. Als Maria eines Morgens die Augen aufschlug, war er weg. In aller Stille hatte er die Hütte und das Dorf verlassen. Er hatte einen kleinen Zettel auf den Schemel gelegt, auf dem sie immer saß, wenn sie sich morgens wusch.

»Ich muss das tun, wofür ich mich entschieden habe. Auch wenn ich keine Schuhe bekommen habe.«

Und so wanderte Zé hinein ins Land und hinaus aus dieser kurzen Geschichte. Ob sein Vorhaben ihm gelang, weiß ich nicht.

Er war ein Mann, der es trotz allem versuchte. Und er tat es barfuß, da ein Paar Schuhe zu viel verlangt waren von den weißen Männern, die in ihren großen Häusern saßen, in denen die Kaltluft aus ihren unsichtbaren Quellen wehte.

Diese Männer liebten Afrika.

Der schwedische Theaterregisseur und Schriftsteller Henning Mankell, dessen neue Geschichte, die auf einer alten Idee basiert, hier erstmalig abgedruckt ist, leitet sein eigenes Theater in Maputo, Mosambik, und ist einer der ersten Unterstützer des Operndorfes Remdogo

Ein Mann und seine Schuhe

Eine Weihnachtsgeschichte **VON HENNING MANKELL**

Zuerst hatte das Land sich von der portugiesischen Kolonialmacht befreit. Zé hatte nie verstanden, welche Freiheit darin gelegen hatte, die Bahnleise zu sprengen. Aber Maria war klug gewesen und hatte ihm geraten, sich nicht einzumischen. Krieg war etwas für andere, nicht für sie.

Als der Frieden da war, hatten die Züge wieder zu fahren begonnen. Doch bald war ein neuer Krieg ausgebrochen. Jetzt tauchten Männer aus der Dunkelheit auf und sprengten die Gleise, weil sie mit der Freiheit, die das Land errungen hatte, nicht zufrieden waren. Mit traurigen Augen sah Zé zu, wie die Gleise wieder herausgerissen wurden. Er grübelte viel darüber nach, was für eine Freiheit diese Männer suchten.

Jetzt fuhren die Züge jedoch wieder. Es war endlich Frieden. Aber kaum mehr als zwei Züge am Tag. Die Loks und die Wagen waren alt und hinfällig. Zé stand auf seinem Posten, auch wenn er für seine Arbeit nur noch sehr selten bezahlt wurde.

Zé war sechzig Jahre alt geworden. Wenn sie nebeneinander im Dunkeln der Hütte lagen, sagte Maria manchmal mit einem Seufzen, dass das Alter so plötzlich gekommen sei.

»Es ist, wie es ist«, sagte Zé. »Schlaf jetzt.«

»Das Leben ist so schnell vergangen«, klagte Maria.

»Daran kann man nichts ändern«, sagte Zé und drehte ihr den Rücken zu.

An all den Tagen, die Zé dort am Bahnübergang verbracht und auf die Züge gewartet hatte, die fast immer verspätet waren, hatte er Zeit gehabt, nachzudenken. Am meisten dachte er an seine Kinder. Er und Maria hatten neun Kinder bekommen. Drei von ihnen waren sehr klein gestorben, zwei, bevor sie fünf Jahre alt geworden waren, und außerdem ein Mädchen, das mit vierzehn Jahren von einem plötzlichen Fieber befallen wurde und daran starb. Aber drei Kinder hatten immerhin das Erwachsenenalter erreicht. Sie wohnen jetzt in der Stadt, kamen selten zu Besuch. Dennoch waren sie Zés und Marias ganze Freude.

Sie hatten Menschensamen ausgebracht, die hatten heranwachsen dürfen.

Aber Zé stand da und dachte nach, während er auf all die Züge wartete, die nicht kamen. Und es machte ihm Sorgen, dass die jungen Menschen, die heranwachsen, sich nichts aus alledem machten, was Tra-

Zé setzte sich auf den niedrigen Schemel. Zwischen den Steinen, wo der Tischlermeister seinen Kaffee kochte, glomm das Feuer.

Zé erklärte ihm, dass er sich Sorgen machte. Mestre Afonse nickte nachdenklich. Aber er sagte nichts. Er schwieg so lange, dass Zé sich zu fragen begann, ob er dort im Schatten an der Hauswand eingeschlafen oder vielleicht sogar gestorben war.

»Du hast natürlich recht«, sagte Mestre Afonse plötzlich. »Die Frage ist nur, was man da machen kann.«

»Ich habe nachgedacht«, sagte Zé. »Ich bin alt. Die Züge fahren nicht mehr. Ich kann die Jahre, die mir noch bleiben, dazu nutzen, durchs Land zu ziehen und all die Traditionen zu sammeln, die bald vergessen sein werden.«

»Das ist eine ausgezeichnete Idee«, sagte Mestre Afonse. »In der Stadt gibt es mehrere große Häuser, in denen Europäer sitzen und Geld verteilen, damit unser Leben besser wird. Sprich mit denen. Sie helfen dir bestimmt. Einer meiner Cousins macht in einem dieser Häuser sauber. Ich gebe dir seine Adresse.«

Marias Protesten zum Trotz reiste Zé einige Tage später in die Stadt. Er kletterte auf die Ladefläche eines Lastwagens, die voller Hühner war, und fuhr durch die Landschaft, die sich mit immer mehr Menschen, immer mehr Häusern, Rauch und Abgasen füllte.

Er suchte nach der richtigen Adresse, fand den Cousin und erklärte ihm sein Anliegen.

»Du musst mit Martin reden«, sagte der Cousin. »Das ist ein weißer Mann, der Afrika liebt. Er wird dir bestimmt zuhören.«

In dieser und der folgenden Nacht schlief Zé bei dem Cousin, der in einer alten Garage wohnte, wo der Regen durchs Dach tropfte. Martin hatte versprochen, ihn am dritten Tag zu empfangen.

Zé betrat ein Büro, in dem aus unsichtbaren Quellen Kaltluft wehte. Er begann sogleich zu frieren. Martin war ein Mann in seinem Alter mit einem großen freundlichen Lächeln. Sie schüttelten sich die Hand und setzten sich.

Zé erklärte, weshalb er gekommen war. Er beschrieb seine Sorge darüber, dass alle Traditionen im Begriff waren zu verschwinden, und erzählte von der Idee, die ihm gekommen war: durchs Land zu reisen und die Reste all dieser sterbenden Traditio-

»Warum denn nicht?«

»So billige Projekte gibt es nicht.«

»Ich brauche nicht mehr als fünfzig Dollar.«

»Wir geben nie weniger als fünftausend Dollar.«

»Aber ich brauche wirklich nicht mehr als fünfzig Dollar.«

»Wofür willst du sie verwenden?«

»Ich brauche ein Paar ordentliche Schuhe, um durch dieses weite Land wandern zu können.«

»Ein Paar Schuhe?«

»Ja. Richtige Lederschuhe. Ich glaube, meine Füße können so lange Strecken nicht mehr barfuß gehen.«

»Aber du benötigst eine ordentliche Ausrüstung, wenn du deine Idee verwirklichen willst. Du musst ir-

Rufan:

0900-1100392



Es war einmal ein Performancekünstler. Seine Mutter war eine Heilige. Der Sohn konnte mit ihrem frommen Märchenpark nichts anfangen. Unter Freunden mit sexuellen Abenteuern zu prahlen war aufregender. Dann zeugte er mit seiner Konkubine einen Sohn. Das war schön – es hielt für gute 15 Jahr – aber nicht standesgemäß. Der Abschied war herzerreißend; er musste sich tatsächlich selber das Herz aus dem Leibe reißen. Zwei Jahre des Wartens auf die Verlobte aber waren zu lang. Also holte er sich eine neue Konkubine. Auf den Kopf gefallen war dieser spätantike Hooligan (Eversor) gleichwohl nicht. Schon mit dreißig hatte er sich den bedeutendsten Rhetoriklehrstuhl der lateinischen Welt unter den Nagel gerissen. Außerdem betete er immer, selbst in seinen wildesten Jahren, zum Beispiel »Herr gib mir Keuschheit und Enthaltbarkeit, aber bitte noch nicht jetzt«.

Aus dem christlichen Märchenpark wurde er von einem anderen Redekünstler herausgeführt, Bischof Ambrosius von Mailand. Der überzeugte ihn, dass die Buchstaben der heiligen Schriften nicht immer »wörtlich« zu lesen seien. Später selbst zum Bischof geworden, warnte er seine Brüder und Schwestern, sich vor gebildeten Nichtchristen nicht wie Idioten zu benehmen, die das Buch Genesis mit einem Physikbuch verwechseln.

Eine in Deutschland nach wie vor verbreitete akademische Fabel lehrt, dass dieser schräge Heilige den griechischen Platonismus gewaltig und, dank mangelnder Griechischkenntnisse, eine spezifisch westliche, sprich europäische Variante der »hellenistisch überformten« Theologie des Mittelalters erfunden habe; individualistisch – abstrakt – dualistisch – leibfeindlich – verklemmt – und so weiter. Um es klar zu sagen, Augustinus von Hippo (345 bis 430) konnte tatsächlich kein Griechisch. Aber sonst ist so gut wie alles falsch an der modernen Fabel. Richtig ist nur, dass das westliche Christentum bis hin zur Reformation (einschließlich Calvin) als eine Fußnote zu Augustinus gelesen werden kann. Aber schon die Platonismusfabel ist verdreht. Kein Zweiter Tempel von Jerusalem ohne die platonischen Injektionen von Athen! Das hört man in Deutschland nicht gern, eine Neuigkeit ist das gleichwohl nicht.

Etwas aufregender ist eine zweite Entdeckung: Kein Rom ohne Afrika! Augustinus war nämlich aus Tagaste, ein Berber aus Numidien (Algerien); auch sein Bischofssitz Hippo stand im afrikanischen Numidien. Aber was ist eigentlich der Unterschied zwischen Rom und Afrika?

Augustinus' Landsmann Jacques Derrida (1930 bis 2004) war meines Wissens der Erste, der Augustinus dezidiert mit den Augen eines Afrikaners gelesen hat. Folgt man dieser Lesart, so entdeckt man in Augustinus einen afrikanischen Performancekünstler. Augustinus ein Performancekünstler Gottes? Ein spätantiker Schlingensiefel auf dem Bischofsstuhl? Schieben wir mal die akademischen Bedenken beiseite, um mit Derrida und Schlingensiefel auf Spurensuche zu gehen.

Seit dem Hochmittelalter hat man versucht, Augustinus in eine modern-europäische Sprache zu übersetzen. Blitzgescheite Köpfe wie Thomas von Aquin oder Nikolaus von Kues lösten dieses Problem, indem sie eine unkonventionelle Neukonzeption Augustinischer Gelehrsamkeit entwarfen. Doch wie so oft erwiesen sich die simpleren Lösungen als erfolgreicher. Am erfolgreichsten war die Outsourcing-Strategie der Calvinisten. Ohne Rücksicht auf den größeren Zusammenhang isolierte man vermeintlich zentrale theologische Kerngedanken der Augustinischen Synthese von Weisheit und Wissenschaft, um das verbleibende Feld philosophischer Gelehrsamkeit der religiös indifferenten Umwelt zu überlassen. Am Ende dieses Weges stand ein um seine biblisch-mystischen Wurzeln beschnittenes Disney-

land-Christentum, das die intimen Wunden seiner Schafe in der Psychiatrie, im Krankenhaus oder im Hospiz versorgt und den Symbolismus religiöser Bekenntnisse aus dem öffentlichen Lebens verbannt.

Augustinus hatte da etwas anderes im Sinn, zum Beispiel in seinen *Confessiones*. Doch im post-calvinistischen Zeitalter Sigmund Freuds hat man die vermeintlich »autobiografischen« Passagen dieses Werks psychologisiert. Augustinus erschien als ein *divided self*, getrieben von launischen Impulsen, geplagt von Schuldgefühlen, unermüdetlich inspiriert von genialischen Eingebungen, das Unvereinbare zu harmonisieren, und doch bis zuletzt geplagt bis zum Äußersten. Und in der Tat, Augustinus blieb bis zum Ende seines Lebens eine unausgegorene Persönlichkeit: ein Bischof, der keiner Frau erlauben wollte, ihren Fuß in seinen Bischofspalast zu setzen, ein Theologe, der sich maßlos über Häretiker ereiferte, ein überzogener Asket und so weiter. Wozu also das Bekehrungsgedöns? Ist das wirklich mehr als die rhetorische Dekoration eines psychodynamisch leicht durchschaubaren Triebkonflikts?

Ausgerechnet Kognitionspsychologen wie Peter Hampson von der University of the West of England haben dieses psychodynamische Nazarenerbildchen in jüngster Zeit zertrümmert. Die menschliche Psyche ist kein geschlossenes Energiefeld, das sich in die Röhre schieben lässt. Warum? Weil der Mensch ein Performancekünstler ist! Wenn ich mich an etwas öffentlich erinnere, öffne ich nicht eine alte Datei, ich mache alles neu! Gehe ich zur Beichte oder performiere ich ein mea culpa auf der Bühne, so verändert das meine Selbstwahrnehmung – und zwar unter Einschluss dessen, was ich als »meine Vergangenheit« erfahre. Augustinus folgte demnach einer treffsicheren Intuition, als er sein mea culpa mit Exkursen über das Gedächtnis und das Rätsel der Zeitlichkeit anreicherte, die selbst Heidegger und Husserl vor Ehrfurcht erstarren ließen.

Heidegger war einer der Ersten, der das zu recyceln versuchte. Zeit ist ekstatisch, sagt Heidegger; sie lässt uns fortwährend aus dem Häutchen geraten. Wir rennen gleichsam kopflos in die Zukunft, und stellen nachträglich fest, dass dies unsere Vergangenheit verändert hat. So stehen wir ständig vor der Frage: Wie bringe ich das, was ich gerade gesagt oder gemacht habe, mit dem Weltbild zusammen, das ich mir zurechtgezimmerter hatte. Das bis dato Ungedachte stellt uns vor die Herausforderung, neue Interpretationsschemata für das Vergangene zu erfinden, Deutungsmuster, wie sie uns zum Beispiel durch Künstler, Propheten, Politiker oder Philosophen zur Verfügung gestellt werden. Heidegger folgerte daraus, dass alles Existieren eine Art Philosophieren ist. Wir sind alle Philosophen, denn wir alle stehen tagtäglich vor der Herausforderung, uns denkenderweise »neu zu erfinden«.

Der Prototyp für einen solchen Transformationsvorgang ist natürlich die Konversion. Augustinus' *Confes-*



Der Heilige Augustinus

Ein Performancekünstler aus Afrika erfindet das abendländische Christentum

VON JOHANNES HOFF

siones sind eine komplexe Bekehrungsgeschichte, die sich am Leitmotiv des Sündenbekenntnisses orientiert. Aber was ist Sünde? »Der Anfang der Sünde ist die Hoffart (*superbia*)«, sagt das Buch Jesus Sirach. Nach Augustinus sind wir alle (nicht nur ich) »hoffartig«. Wir sind alle Narzissten. Aber warum ist Narzissmus ein Problem? Weil Narzissmus zu dem führt, was Kognitionspsychologen als *self-deception* (Selbstbetrug) bezeichnen. Nach Jesus Sirach und der Mutter Gottes stürzt Gott die Hochmütigen vom Thron. Aber davon wollen wir normalerweise nichts hören. Solange uns nicht eine Metastase aus dem Rücken wächst (der Schlingensiefel »Knubbel«), halten wir uns für allmächtig. So leben wir sorglos vor uns hin, bis plötzlich ein Knubbel auftaucht, der uns kopflos in die Zukunft rennen und anschließend über unsere Grenzen nachdenken lässt.

Sünde ist eine Form von *self-deception*, aber das Eingeständnis dieses Schwindels ist nach Augustinus bereits der erste Schritt zur Heilung: Wer seine Wunde zeigt, wird geheilt! Von daher das peinliche Bild des Gekreuzigten. Von daher auch die peinlichen Tränen, die der Berber in seinen *Confessiones* vergießt. Petrus, der Verräter des Herrn, war nach Augustinus in einer »gesünderen Kondition«, nachdem der Hahn gekrächelt hatte und er zu weinen begann. Man weint nicht absichtlich, man weint kopflos, und das verändert unsere Selbstwahrnehmung, lässt uns zu Philosophen werden. Nur Automaten können sprechen, ohne sich zu schämen oder Tränen der Reue zu vergießen.

Diese verheulte Dramaturgie verbindet Augustinus nicht nur mit Schlingensiefel, sondern auch mit seinem agnostischen Landsmann. *The prayers and the tears of Jacques Derrida* heißt ein Buch von John Caputo. »Zu wem bete ich, zu wem weine ich, wenn ich weine, zu meinem Gott?«, fragt Derrida. »Was begehre ich, wenn ich Gott begehre?«, fragt Augustinus. Wir wissen nichts über den Gott, der uns unsere Grenzen zeigt, und dennoch scheinen wir ihn zu kennen. Wie könnten wir sonst nach einer Vollkommenheit verlangen, die wir nicht haben? Wir kennen ihn als einen Unbekannten, der uns fortwährend zum Beten und Weinen bringt.

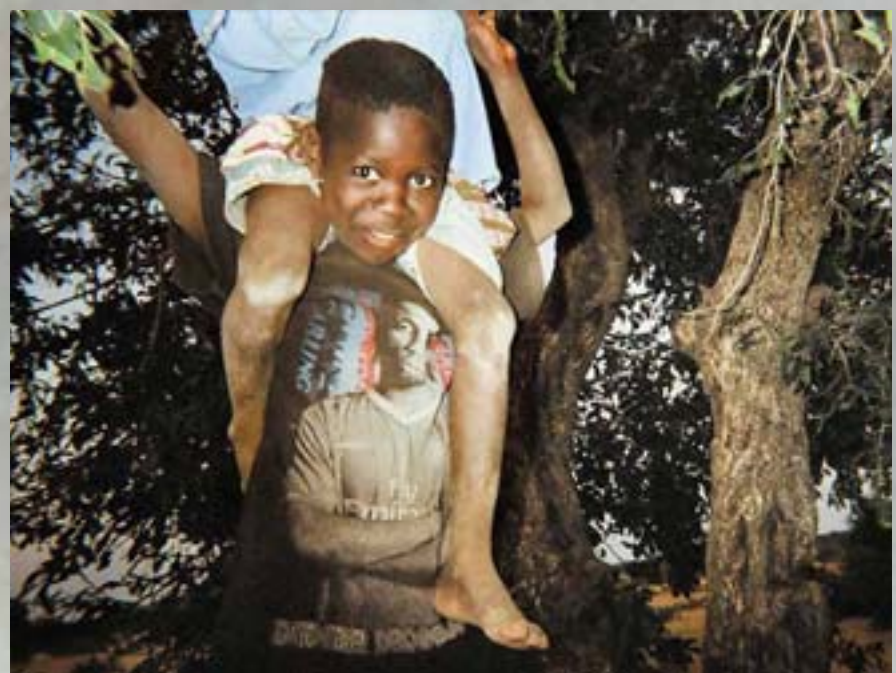
Derridas Variation über dieses Augustinische Motiv heißt übrigens *Circonfessiones*, denn sie handelt zugleich vom Bekenntnis (*confession*) und von der Beschneidung (*circumcision*). Der algerische Jude kehrte nicht nur in aller Öffentlichkeit sein Innerstes nach außen, er zeigte uns sogar seinen beschnittenen Penis. Nach Augustinus kann man die Wunde der Beschneidung allerdings auch weglassen. Man kann damit viele schöne Sachen machen, aber der Penis (und natürlich auch die weibliche »Scham«) ist und bleibt zugleich eine beschämende Wunde. Wie das?

Wären wir keine narzisstischen Selbstbetrüger, so würden wir unsere Grenzen anerkennen und dem »Herrn« die größere Ehre zugestehen. Doch Adam wollte selbst herrschen, und zur Strafe hat er die Herrschaft über sein Geschlecht verloren. Ich habe keinerlei Probleme, einen Arm oder ein Bein zu heben. Augustinus erzählt sogar von einem Fakir, der seinen Herzschlag anhalten konnte. Das ist alles möglich. Aber auf bloßen Willensbeschluss den Penis zu heben, das geht nicht. Und natürlich diskutiert Augustinus auch den umgekehrten Fall, wenn der Penis sich hebt, ohne dass man das will. Das ist peinlich, und deshalb haben alle Kulturen Strategien entwickelt, ihre »Scham« unter Kontrolle zu bringen.

Bei Derrida laufen all diese Wundenmotive in der Einsicht zusammen, dass der Afrikaner aus Tagaste ein Performancekünstler war – ein Performancekünstler der, wie Schlingensiefel, heult, Schuldbekennnisse absondert, betet und seinen Pimmel zeigt. »Warum beten wir zu einem Gott, der bereits alles weiß?«, fragte Augustinus. Gott braucht unsere Gebete nicht. Es sind allein wir, die dieser Performance bedürfen. Nur in der episodischen Inszenierung unserer Wunden kann sich das ekstatische Verlangen Gehör verschaffen, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Und natürlich brauche ich dazu auch einen Hypergott, einen bekannten Unbekannten, der mir die Grenzen narzisstischer Selbstverliebtheit aufzeigt, weil er größer ist als ich. Wer mit sich selbst ins Reine kommen möchte, muss eins werden mit sich selbst und mit Gott. Aber wie lernt man das?

Schlingensiefels jüngste Versuchsanordnung, *Sterben lernen*, in Zürich endet mit

Fortsetzung auf Seite 51



es bleibt dabei: REM DOUGO

Liebelieber Christopher
CWM Staple

Deine Performanceaktion »Sterben lernen! – Herr Andersen stirbt in 60 Minuten« war echt der Hammer! Aber ich glaube, Du hast das Kreuz in den falschen Hals gekriegt. Das Sterbenlernen fängt nämlich nicht mit dem Kreuz an, sondern mit einem sprachlos schreienden und lächelnden, scheidenden und saugenden Kind. In meinen *Confessiones* heißt das kleine Kind »in-fans«, das kommt von *non fans*, »nicht reden«. Der *in-fans* kann weder reden noch denken. Aber er ist trotzdem ein Nimmersatt. Er (oder sie) ist nämlich ekstatisch. Die nähernde Brust reicht ihm nicht aus, er verlangt nach mehr. So reißt er heran, und schließlich stirbt er, indem er zum Knaben (*puer*) wird. Ich nenne das den »ersten Tod«. Der Knabe, der ich einmal war, ist von mir verschieden, er ist dahingewandert, nicht einmal in seine eigene Welt. Wer sich in eine fremde Welt hineinversetzen möchte, muss nämlich reflektieren und sprechen, und genau das gibt es in der Sänglingswelt nicht. Sobald der *in-fans* zu sprechen lernt, geht sie unter. Nur die ekstatische Schnittstelle meines unersättlichen Begehrens verbindet mich noch mit dieser Welt, das Verlangen nach einem unbekanntem Gut. Deshalb haben Žižek, Lacan und Freud unrecht, wenn sie behaupten, dass der *in-fans* narzisstisch sei. Dann wären Babys ja durch und durch verkommen! Das hat Calvin gelehrt, nicht ich, und Freud hat Euch den calvinistischen Märchenpark nur umgedreht weiter. Der einfache calvinistische Märchenpark nur umgedreht weiter. Der einfache calvinistische Märchenpark nur umgedreht weiter.

de. Säuglinge sind schreiende Gierhälse. Aber sie haben zugleich etwas abgekriegt von der Selbstvergessenheit des dreifaltigen Gottes. Sie sind nämlich ekstatisch, verlangen nach etwas Unbekanntem, das anders ist als sie; z. B. nach dem WORT. Der *in-fans* ist begierig darauf, sprechen zu lernen, und das ist erstaunlich, verlangt er damit doch nach etwas, das seine Babywelt restlos zerstören wird. Findest Du das schlimm? Also, ich finde das durch und durch gut. Wenn der *in-fans* die Schwelle zum Knabenalter überschritten hat, beginnt zwar nicht gerade der Himmel auf Erden, aber ein Kettensägenmassaker ist das normalerweise auch nicht. Ich würde sogar sagen, es ist besser als alles, was zuvor war. So schön wie in unserer Mea-culpa-Welt kann's doch in einem Babyhimmel gar nicht sein! Von daher verstehe ich nicht, warum Kant und seine avantgardistischen Schüler sich das »Ding an sich« so hartnäckig abgeklemmt haben. Ein schreiender Brüllwürfel, was ist das denn anderes als ein ebenso rätselhaftes wie rudimentäres »Ding an sich«? Wenn unser exzessives Begehren nach einem unbekanntem Wort schon beim ersten Tod nicht in die Hose ging, warum sollte es beim zweiten Tod in einem Massaker enden? Das Problem ist nur, wie man das in eine Erachtens ein klarer Fall. Das Problem ist nur, wie man das in eine Performanceaktion übersetzt. Die Grundeinstich der frühromantischen Avantgarde ist ja, trotz Calvin, nicht falsch: Die Philosophie ist machtlos ohne die performative Kraft künstlerischer Imagination. Frag sich, wer den Job übernimmt. Ich bin jetzt leider aus dem Alter raus, aber Du gehst nächstes Jahr ja sowieso nach Afrika. Könntest Du das übernehmen? Alles Liebe, Dein Augustinus aus Hippona

Johannes Hoff ist Lecturer für Philosophie und Theologie an der University of Wales. Zuletzt erschien »Kontingenz, Berührung, Überschreitung. Zur philosophischen Propädeutik christlicher Mystik nach Nikolaus von Kues«, Verlag Karl Alber 2007

Dein Augustinus aus Hippona

Über 200000 Menschen obdachlos, wieder aufbau ab dem nächsten Monat. Kein einziger Politiker in Gummistiefeln gerietet. keine Sonderzahlung!

RUF AN: 0900-1100394



SINFUT IN OUGADDOUGOU am 1.9.2009

Bekenntnisse

VON ASSIA DJEBAR

Ich komme aus demselben Land wie der Autor der *Bekenntnisse*, so wie er schreibe auch ich nicht in der Berbersprache unserer Ahnen, so wie er schreibe auch ich in der Sprache des »Imperiums« – das Französische ist schließlich eine »lateinische Sprache« –, warum habe ich das Bedürfnis, mich mit diesem Aurelius Augustinus, Bischof von Hippona/Annaba, zu beschäftigen, mit dem Mann und dem Werk, und im Werk vor allem mit dem Atem, der Energie seiner Texte, und noch mehr mit der Gegenwart, der Leidenschaft seiner Worte, mit seiner manchmal ersticken Stimme, die sich besänftigt, wenn sie, Tag und Nacht, unzählige Briefe diktiert, die überallhin fliegen in die vier Ecken der mediterranen Welt!

Warum brauche ich diesen wunderbaren Lärm, diesen unaufhörlichen Schwall aus Worten, Bildern und Poesie, der Augustinus heißt? Warum brauche ich ihn, um meine algerische Herkunft zu verstehen, die Erde und den Himmel meiner Kindheit?

Der heilige Augustinus, Bischof von Hippona, taucht im September 418 plötzlich bei uns auf, ich sehe ihn, wie er auf seinem Pferd nach Césarée in Mauretanien kommt, dem Sitz des alten Königs Juba II. Er kommt, ein Bischof mit seinem Gefolge, um im Auftrag des Papstes Zosimus irgendwelche Kirchenkonflikte zu schlichten ...

Ich kann mir diesen Augustinus nicht erfinden, ich kann ihn nicht zu »meiner« Figur machen. Er verstört durch seine Gegenwart, seine Unbeugsamkeit, seine Beharrlichkeit und seine Logik, er dringt in meine Texte ein, die im Zickzack durch die Jahrhunderte schweifen. Er wirft alle Perspektiven über den Haufen, er bringt das Gerüst meiner Bilder und Verse zum Einsturz und lässt sie nach oben in den Himmel fahren, die gesamte Komparserie meiner Texte, alles will so schreien, wie er geschrien hat, alles will ... ja ... »nach dem Unmöglichen schreien«. Es ist wie ein Echo aus der Tiefe meiner Erde, das nach diesem Zusammenstoß alles übertönt ...

Assia Djebar, geboren 1936 in Cherrhell in Algerien, schreibt gerade am letzten Teil ihres dann vierbändigen »Algerischen Quartetts«, einem Roman über ihren Landsmann Augustinus, der wie sie nie in seiner arabischen Muttersprache geschrieben hat. Eigentlich ist sie abergläubisch und wollte uns vorab keinen Text aus ihrem neuen Buch anvertrauen. Diese Skizze hat sie dann doch an einem der letzten Abende für uns geschrieben, während in Paris der erste Schnee fiel

einem aufschlussreichen Zitat des Pop-Philosophen Slavoj Žižek: »Wir sind nur dann eins mit Gott, wenn dieser nicht mehr eins ist mit sich selbst, sondern sich selbst aufgibt, den radikalen Abstand »verinnerlicht«, der uns von Ihm trennt. Nur dann, wenn ich den unendlichen Schmerz der Trennung von Gott erbe, teile ich die Erfahrung mit Gott selbst, mit Christus am Kreuz.« Reicht diese Antwort aus?
Richtig an Žižeks Zitat ist, dass der Gott des Gekreuzigten ein selbstvergessener Gott ist. Gott ist ekstatisch wie wir, wenngleich *uns* das nicht immer guttut. Exzessives Begehren kann sich nämlich ebenso gut in Liebe wie in maßlose Destruktion verwandeln. Aus diesem Grund ist der Gekreuzigte bei Augustinus nicht nur exzessiv, er ist zugleich ein weiser Reiseführer; jemand, der den Weg kennt, der aus dem Kreislauf selbstverliebter Zerrissenheit herausführt. Bei Žižek hingegen ist Gott genauso zerrissen wie wir. Dem Vorbild von Wagners *Parsifal* folgend (»Die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug«), lässt er das (Mit-)Leiden zum Selbstzweck werden. Aber warum ist das so? Warum widerstrebt es unserer modernen Imagination, in Christus eine weise Leitfigur zu sehen?
Diese Frage geht ans Eingemachte moderner Avantgarden. Nehmen wir als Beispiel Schlingensiefels *Deutsches Kettensägenmassaker*. Am Anfang dieses Films gibt es geheimes Leben. Dann wird die Grenze der DDR geöffnet, und das Ergebnis ist ein Massaker. Die politische Botschaft dieses Films hat sich als wahr, wenn nicht gar als eine Unterbreitung erwiesen. Aber wie steht es um die intime Botschaft?
Ein etwa zweihundert Jahre älteres Avantgarde-Drama von Heinrich von Kleist klärt uns über diese Frage auf. Es handelt von der Amazonenkönigin Penthesilea. Sie liebt den trojanischen Helden Achill, doch der ist, auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, ein Feind. Dann bricht plötzlich die Blockade ihrer Selbstkontrolle. Sie lässt sich gehen, und das Ergebnis ist nicht Liebe, sondern ein Massaker. Als Penthesilea wieder aus ihrem Blutrausch aufwacht, fragt sie Prothoe:

Wer, o Prothoe, wer hat diesen Jüngling Das Ebenbild der Götter, so entstellt Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe Sich, die unsterbliche, gleich einer Metze Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß: Den will ich meiner Rache opfern. Sprich!«

Die Idee zu diesem beunruhigenden Massaker ist Kleist im Gefolge seiner berüchtigten »Kant-Krise« gekommen. Der Erzprotestant Kant hatte die platonische Idee zertrümmert, dass unser Streben nach Wissen erotisch sei. Erotik ist Sex, und das hat mit Philosophie nix zu tun. Es gibt kein natürliches Verlangen nach dem Göttlichen und Guten. Das wäre ja noch schöner! Aber wenn der Grund unseres Erkenntnisstrebens, das »Ding an sich«, nicht mehr selbstverständlich begehrenswert und gut ist, dann können wir auch nicht mehr darauf vertrauen, dass uns hinter dem eisernen Vorhang reflexiver Wissens etwas Gutes erwartet. Zu Kants Zeiten hat man noch Mozart gespielt. Nach dieser Entdeckung war nur noch Schuberts *Winterreise* übrig. Ich darf das Bild der Geliebten noch in meinem gefrorenen Herzen anschauen. Aber wehe, wenn das Eiswasser reflexiver Selbstkontrolle auftaut!

Bei den Schülern des Berbers konnte man das selbstkontrollierte Denken noch »sein lassen« (Meister Eckhart); man konnte sich, nach kritischer Selbstprüfung, »hineinwerfen in die Dunkelheit des Nichtwissens« (Cusanus). Das geht jetzt nicht mehr. Wir dürfen mit Schubert, Kleist und Wittgenstein anrennen gegen die Fesseln unseres reflexiven Denkens. Aber dann ist es auch gut. Dem Drang ins Unendliche ungehemmt nachzugeben, das wäre der Tod, sagt Hölderlin in einem *Hyperionfragment* vom Winter 1794/5. Aber ist das wirklich richtig, oder sind wir einfach nur das Opfer unserer calvinistischen Verklemmtheit?

Der alte Berber hätte da nicht mitgekonnt. Könnte er Christoph Schlingensiefel eine E-Mail schicken, so würde die etwa folgendermaßen aussehen:

ICH VERSPRECHE ALLEN SPENDERN:

KEIN EINZIGER CENT WIRD DIREKT BEI DEN BETROFFENEN ANKOMMEN. WEIL ES KEINE BETROFFENEN GIBT. EIN GROSSTEIL IHRER SPENDE WIRD NICHT FÜR BROT VERWENDET. SONDERN FÜR LEHM UND ZEMENT. UND: SIE DÜRFEN BEI DEM GESAMTEN PROJEKT KEIN WORT MITREDEN. SIE SIND ABER HERZLICH EINGELADEN, PERSÖNLICH VORBEIZUKOMMEN. SIE MÜSSEN SICH NUR EIN FLUGTICKET KAUFEN. UND EINE EINTRITTSKARTE. SO WIE ALLE ANDEREN AUCH. DANKBAR BIN ICH FÜR JEDE SPENDE. WIRKLICH DANKBAR AB 10.000 EURO.

AFRIKA MACHT EHRlich.

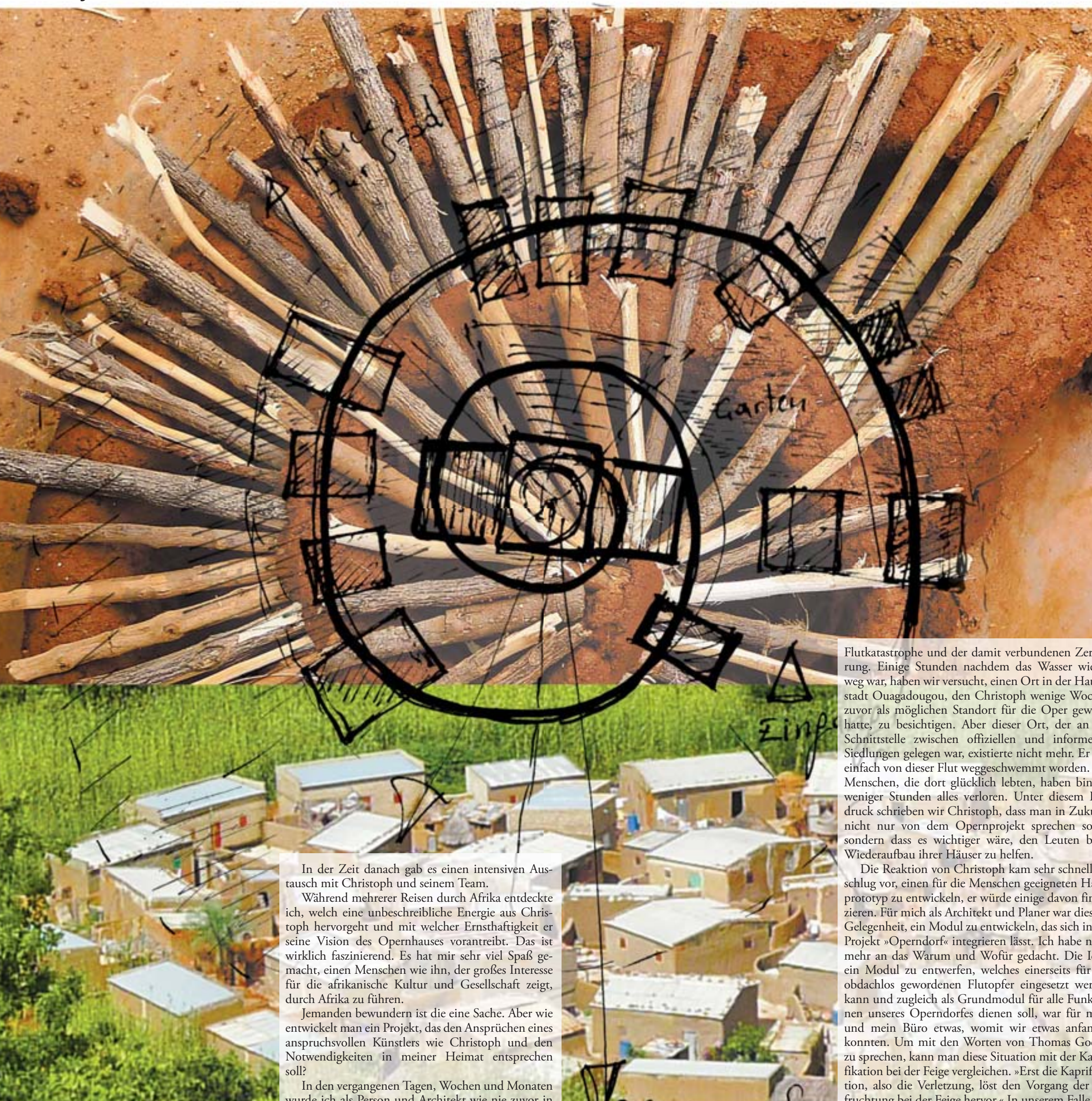
Christoph Schlingensiefel

FESTSPIELHAUS AFRIKA
KONTONUMMER: 11 28 578
BANKLEITZAHL: 100 701 24
DEUTSCHE BANK

MAN KANN AUCH FREUDE HABEN, OHNE SICH WAS VORZUMACHEN.

Foto: M. W. K.

Festspielhaus Afrika ist ein Projekt von Christoph Schlingensiefel unterstützt von der Kulturstiftung des Bundes, dem Auswärtigen Amt und dem Goethe-Institut Johannesburg Planung und Bau: Francis Kéré Projektleitung: Celina Nicolay



Flutkatastrophe und der damit verbundenen Zerstörung. Einige Stunden nachdem das Wasser wieder weg war, haben wir versucht, einen Ort in der Hauptstadt Ouagadougou, den Christoph wenige Wochen zuvor als möglichen Standort für die Oper gewählt hätte, zu besichtigen. Aber dieser Ort, der an der Schnittstelle zwischen offiziellen und informellen Siedlungen gelegen war, existierte nicht mehr. Er war einfach von dieser Flut weggeschwemmt worden. Die Menschen, die dort glücklich lebten, haben binnen weniger Stunden alles verloren. Unter diesem Eindruck schrieben wir Christoph, dass man in Zukunft nicht nur vom Opernprojekt sprechen sollte, sondern dass es wichtiger wäre, den Leuten beim Wiederaufbau ihrer Häuser zu helfen.

Die Reaktion von Christoph kam sehr schnell. Er schlug vor, einen für die Menschen geeigneten Hausprototyp zu entwickeln, er würde einige davon finanzieren. Für mich als Architekt und Planer war dies die Gelegenheit, ein Modul zu entwickeln, das sich in das Projekt »Operndorf« integrieren lässt. Ich habe nicht mehr an das Warum und Wofür gedacht. Die Idee, ein Modul zu entwerfen, welches einerseits für die obdachlos gewordenen Flutopfer eingesetzt werden kann und zugleich als Grundmodul für alle Funktionen unseres Operndorfes dienen soll, war für mich und mein Büro etwas, womit wir etwas anfangen konnten. Um mit den Worten von Thomas George zu sprechen, kann man diese Situation mit der Kapriktion bei der Feige vergleichen. »Erst die Kapriktion, also die Verletzung, löst den Vorgang der Befruchtung bei der Feige hervor.« In unserem Falle war die Idee für das Operndorf die zündende Idee für das Operndorf.

Die Notwendigkeit, sofort zu handeln und etwas für die Menschen zu tun, zwang uns, etwas für die Flutopfer Nützliches in die Planung zu integrieren. So entstand ein ganzes Dorf für die Oper, das ähnlich wie ein traditionelles afrikanisches Dorf aus kleinen Modulen um einen zentralen Platz herum aufgebaut ist. Im Kern der Anlage steht eine große Bühne, das eigentliche Festspielhaus, für circa 500 Zuschauer, um die sich spiralförmig ein ganzes Ensemble entwickelt. Der Theateraum ist eine multifunktionale Halle, die für Vorstellungen und Ver-

Operndorf für Afrika

Wie eine Idee zum Architekten fand **VON FRANCIS KÉRÉ**

Als ich zum ersten Mal mit der Frage nach einem Opernhaus für Afrika konfrontiert wurde, hielt ich es zunächst für einen Scherz. So eine Fantasie kann nur von jemandem kommen, der entweder Afrika nicht kennt oder der so satt ist, dass ihm nichts mehr einfällt außer Unsin. Das war meine ganz spontane Reaktion. Aber ich lernte Christoph Schlingensiefel kennen, und nach zehn Minuten war klar: Das Projekt »Opernhaus für Afrika« war kein Scherz.

In der Zeit danach gab es einen intensiven Austausch mit Christoph und seinem Team. Während mehrerer Reisen durch Afrika entdeckte ich, welche eine unbeschreibliche Energie aus Christoph hervorgeht und mit welcher Ernsthaftigkeit er seine Vision des Opernhauses vorantreibt. Das ist wirklich faszinierend. Es hat mir sehr viel Spaß gemacht, einen Menschen wie ihn, der großes Interesse für die afrikanische Kultur und Gesellschaft zeigt, durch Afrika zu führen. Jemanden bewundern ist die eine Sache. Aber wie entwickelt man ein Projekt, das den Ansprüchen eines anspruchsvollen Künstlers wie Christoph und den Notwendigkeiten in meiner Heimat entsprechen soll? In den vergangenen Tagen, Wochen und Monaten wurde ich als Person und Architekt wie nie zuvor in meinem Leben gefordert. Viele Fragen mussten geklärt werden. Wie baut man eine Oper? Womit beginnt man? Es gibt sehr viele Beispiele in der Welt, aber kein einziges in Afrika. Kann man überhaupt die Oper als Kultureinrichtung, die sogar in der westlichen Welt als eher altbacken und gleichzeitig elitär gilt, mit einem Land wie Burkina Faso, das laut Weltbank als eins der ärmsten Länder der Welt gilt, in Verbindung bringen? Viele Menschen, mit denen ich gesprochen habe, zeigten große Begeisterung, hatten aber dieselben Fragen wie ich. Die Kernfragen drehten sich weniger um die Architektur, vielmehr war die Frage nach mo-

Moral macht nicht immer Sinn

Von Rebecca Schuster, Malin Nagel, Christian Mahlow, Katja Fischer, Verena Eitel und Fiona Ebner

Wir, Dramaturgiestudierende der Hochschule für Musik und Theater »Felix Mendelssohn Bartholdy« in Leipzig, verbrachten ein Wochenende mit Thomas George (Bühnenbildner von Christoph Schlingensiefel), um ein Konzept für ein Operndorf in Afrika zu erarbeiten. Das Schlingensiefel so ein Projekt plant, war uns bekannt, Einzelheiten konnten wir jedoch noch nicht. Zusammen mit George lernten wir Moore und bastelten ein Modell-Operndorf für Burkina Faso. Die Oper wandert aus, wir hinterher. Unsere Professur für Musiktheaterdidaktik wurde sowieso gerade gestrichen. Doch einfach nach Afrika zu fahren und mal zu gucken, erscheint uns nicht nur dekadent, sondern auch unproduktiv. Also werden wir uns überlegen, was wir zum Tauschen mitbringen können.

Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Unsicherheit. Ich war noch nie in Afrika. Meine Vorstellung vom Land Burkina Faso setzt sich wahrscheinlich aus einem guten Stück Klischee, einer Portion Vorurteil und einer Prise Romantik zusammen. Gerne würde ich mir ein eigenes Bild machen. Gleichzeitig frage ich mich, welche Vorstellungen die Menschen in Burkina Faso von einer weißen Europäerin haben.

Wie geht es mit dem Geld? Ich verdiene in einem Monat durchschnittlich so viel Geld wie ein Tag in einem anderen Land. Würde ich mich nicht als Gabe verteiler Güternachfrager fühlen, andererseits würde ich natürlich Geschenke mitbringen, da alles anders unheimlich wäre. Muss man sich auf einem schmalen Grat zwischen edlem Samaritertum und esoterischer Anbiederung bewegen? Kann man sich nur falsch verhalten?

Thomas George zeigte uns viele Bilder von Theatern in Afrika. Die hatten Kolonialherren im Stil ihrer Heimatländer bauen lassen. Dann erzählte er von Afrikanern, die von Europäern Modern Dance beigebracht bekommen oder lernen, wie man Strindberg spielt. Die Kolonialherrenzeit ist vorbei, jetzt dürfen auch die Afrikaner mitspielen. Dafür fangen Europäer an, sich für afrikanische Stammeskunst zu interessieren, und laden Folkloregruppen in Kunststellschurzen ein, damit die für sie mit den Hüften wackeln.

Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Der Gedanke, Afrika zu beklauen, wird jetzt, da wir mit den Reisevorbereitungen beginnen, erst richtig greifbar. Schlingensiefel schreibt, dass es ihm bei seinem Projekt um das »Moment des Infekts« geht. Und genau dies würde bei uns nach diesem Wochenendseminar ausgelöst. Wir sind inhaftiert vom Virus des Festspielhauses. Dem wollen wir uns mit Haut und Haaren ausliefern, damit unser manchmal etwas blut- armer Hochschulalltag mit der Kulturdaylase-Maschine »Operndorf« wieder aufgerichtet wird. Neugierig sind wir, weiß und fremd bleiben wir dennoch. Da packe ich in meinen Koffer lieber ein Opernglas. Wenn schon, denn schon! Damit klettere ich dann auf den Grünen Hügel neben dem Operndorf und lege mich hinter einem Busch auf die Lauer. Von dort aus beobachte ich, wie das Dorf wächst. Und wenn ich etwas sehe, das mir gefällt, schlage ich zu, nehme ich es mit nach Hause.

Wir müssen Afrika beklauen. Wir müssen das »Du darfst nicht stehlen« ablegen, um zum »Du muss stehlen!« zu kommen. Wir müssen Moral und Zweck erst einmal ablegen, um frei denken zu können. Thomas George hat von einem Mann in Burkina Faso erzählt, der unter einem Baum

lag und auf die Frage, was er so mache, antwortete: »Je suis. Ich bin. Ich schreibe meinen Eltern also einen Brief. «Liebe Eltern, schreibe ich, ich mache jetzt endlich mal was Anständiges, ich lege mich in Afrika unter einen Baum.«

Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Eine deutsche Gefängniszelle. Wir begeben uns in ästhetische Kategorien: Kultureller Austausch jenseits von Moral und Entwicklungshilfe.

Inspiziert wurde unser Projekt durch die Erzählung eines Afrikaners, der sich, so sagte er, ohne Zögern auf unbestimmte Zeit in eine deutsche Gefängniszelle sperren lassen würde, erhalte er dafür das Gehalt eines Profifußballers und nach Bedarf regelmäßig weiblichen Besuch. Warum denn eigentlich nicht, dachten wir uns. Man nehme eine durchschnittlich ausgestattete Gefängniszelle in Deutschland mit Bett, Toilette und Fernseher. In diese können sich Afrikaner freiwillig für einige Zeit einsperren lassen und erhalten dafür das besagte Fußballergehalt. Selbstverständlich ist auch hier die Befriedigung sexueller Bedürfnisse durch den regelmäßigen Besuch einer Spielergattin beziehungsweise eines Profifußballers inklusive. Damit sich interessierte Afrikaner ein Bild von den Räumlichkeiten machen können, wird es in Burkina Faso einen maßstabsgerechten Nachbau einer solchen Zelle geben. Diese kann vor Ort besichtigt werden, um dann die Entscheidung zu treffen, sich für ein solches Projekt zu bewerben. Das Geld, das die Teilnehmer für ihren Aufenthalt erhalten, schicken sie ihren armen Familien, die sich dafür in Burkina Faso prunkvolle Anwesen im Toskana-Stil erbauen lassen.

Selbstredend wird das gesamte Projekt als wöchentliche TV-Show an eine der großen Produktionsfirmen Deutschlands verkauft. (Produktionsfirma gesucht). Schließlich soll es sich nach den Gesetzen des Kapitalismus finanziell selbst tragen.

Doch gleichberechtigter kultureller Transfer kann nur stattfinden, wenn beide Seiten geben und nehmen. Also schickt Deutschland in Gegenwart jugendliche Straftäter nach Burkina Faso. Diese arbeiten bei den nun zu Reichtum gekommenen Familien der »inhaftierten« Afrikaner als Hausangestellte. Um auch das Publikum vor den Bildschirmen aktiv an diesem Austausch der Kulturen zu beteiligen, kann dieses jede Woche einen der Hausangestellten »rausvoten«. Derjenige, der die Gunst des Publikums gewinnt und sich bis zum Ende in seiner Stellung halten kann, gewinnt ein Rückflugticket nach Deutschland.

Wenn ich nach Afrika gehe, dann nehme ich einen Sack voll Kikén mit. Ich habe gehört, dass man so in Afrika einen Imbiss aufmachen kann: Ein Käfig voller Hühner. Grill. Kunde kommt, will ein Huhn. Ich nehme das Huhn und hacke ihm den Kopf ab. Schnippel und rupfe daran herum. Dann lege ich es auf den Grill. Voilà. Fertig ist der Hühnersack. Ein Huhn zu schlachten ist eines der Dinge, die ich in Afrika lernen muss.

Ich packe meinen Koffer und nehme mit: eine Tafel. Wir knien an einem Tisch und lernen »we ai niggas«, »harkas« und »shifras«. Wie die Kinder in Burkina Faso Französisch lernen, lernen wir ihre Sprache, Moore. Thomas George zeichnete es auf Video auf und wird es den Kindern, wenn er im Januar zur Grundsteinlegung des Festspielhauses in Ouagadougou ist, vorspielen. Wir Dramaturgiestudenten wollen lernend Afri-

ka begegnen – mit unbeschriebenen Tafeln dorthin gehen und mit beschriebenen Tafeln zurückkehren. Wir alle sind noch auf der Suche nach ästhetischen Formen, neugierig und verspielt in die Welt guckend. Wir wollen uns von dem Reiz des noch nicht Bekannten, des Fremden mitreißen lassen. Wir gehen in einen für uns »unbesetzten« Raum und versuchen, diesen für unsere weitere Arbeit zu eröffnen. Wir verlangen eine Kulturdaylase! Wir brauchen einen Gedankenaustausch! Dieser kann uns dazu bewegen, für unser Denken neue Ansätze und Formen, neue Inhalte und Fragen zu finden. Freikörperkultur mal kurz beiseite, wo bleibt die Freikörperkultur? Wenn man in der Oper Hunger hat, kauft man sich eine Wurst. Wenn man kein Geld für eine Wurst hat, bringt man sich 'ne Stulle mit. Wenn man zu Hause keine Stulle hat, dann hat man Hunger. Und wenn man Hunger hat, macht Oper keinen Spaß. Davon bekommt man Kopfwort, wird schwach, klappt vornüber. Licht aus.

Ich packe meinen Koffer und nehme mit: einen Stapel leere Hefte.

Meine Dramaturgieausbildung und meine Theaterschulung orientieren sich am deutschen und europäischen Theater. Obwohl ich

BRALPHA

Klassiker der Weltliteratur

Montag, 28.12. um 22.45 Uhr

Aristophanes präsentiert von Tilman Spengler

www.br-alpha.de

glaube, dass meine Ausbildung ausgezeichnet ist, finde ich einen Gedanken daran gefährlich. All meine Erfahrungen schöpfe ich aus einem System, um später in ebendiesem System zu arbeiten. Das heißt, ich kann nichts Neues einbringen. Alles bleibt, wie es war. Für das Theater und die Kunst ist das verwerrend. Beide werden mehr und mehr zu einem starren musalen Gebilde, das den Bezug zur Realität und zu mir verloren hat. Um der Kunst und mir nicht beim Sterben zu helfen, sondern Wiederbelebungsmaßnahmen einzuleiten, ist es notwendig, schon in der Ausbildung sein vertrautes Rezeptions-, Lern- und Kunstsystem zu verlassen, um das Andere zu suchen. Mit einem Stapel leerer Hefte nach Afrika zu gehen und sie dort beschreiben zu lassen und selbst zu beschreiben ist für mich die notwendige Konsequenz aus dem Gedanken, lebendige Kunst machen zu wollen. Um damit schon in der Ausbildung zu beginnen, brauchen wir so ein Projekt wie das Festspielhaus in Afrika.

Wir wollen den klauenden Schlingensiefel beklauen. Klauen wir dann noch von Afrika? Oder von dem, der Afrika beklaut?

ZEIT SHOP

Exklusiv für DIE ZEIT: BREE »ZEIT 1« – die Tasche fürs Leben

Geräumige Vorderfächer, Praktisches Handfach, Nie mehr den Schlüssel suchen: Schlüsselschlinge, Stiftschlaufen, Reißverschlussfach, Flaschenhalter, Sicher gepolstertes Laptopfach

Exklusive BREE Tasche »ZEIT 1« Gemeinsam mit BREE haben wir für Sie eine hochwertige Ledertasche als stilvollen Begleiter für alle Lebenslagen entwickelt. Sie ist aus edlem Rindleder und trotzdem strapazierfähig, sie vereint hohen Tragekomfort mit elegantem Stil, sie gefällt Mann und Frau und sie begeistert ein Leben lang. Maße: 36 x 29 x 11 cm (B x H x T)

Bestellnr.: dunkelbraun mocca: 4673
Bestellnr.: cognac: 4688
Bestellnr.: schwarz: 4689
Preis: 349,- €*

Exklusives ZEIT-Produkt **349,-€***

Genießen Sie DIE ZEIT

WELTKUNST

UHREN UND SCHMUCK

Warum Patek Philippe die teuersten Zeitmesser der Welt baut, Bulgari immer im richtigen Film ist und Cartiers Tank zur Jahrhundert-Uhr wurde

LESEN SIE IN DER AKTUELLEN AUSGABE:

- * PARIS 1900: Farberge, Tiffany, Lalique und die Globalisierung der Luxusindustrie
- * AUF DER JAGD NACH DIAMANTEN UND RUBINEN: Alter Schmuck hat immer Konjunktur
- * MR. WATCH: Der Auktionator Osvaldo Patrizzi

+ 52 SEITEN SONDERHEFT: Kunstszene Zürich

AKTUELLE AUSGABE **JETZT BESTELLEN!**

40% IM MINI-ABO SPAREN. AM SCHNELLSTEN GEHT'S PER FAX: 01805/8618002

WELTKUNST Leserservice 20080 Hamburg weltkunst.de/abo kundenservice@weltkunst.de 01805/7005303

Spirituelle Opernsong plus Szenen

CHOR: TUN TUN TUUNN

SMITH: Und wenn du großzügig und nachdenklich bist – wenn du offen bist –, dann wirst du die Liebe deiner Mitmenschen spüren, aber auch das spüren, was die Menschen Gott nennen.

CHOR: GOTT GOTT GOOOTT

SMITH: Ich glaube, dass wir uns so weit, wie es irgend wie geht, zurückorientieren müssen – weit, weit zurück in die Tiefen unseres Bewusstseins, weit zurück, bevor die Menschen Gesetze und Reglementierungen schufen, bevor sie riesige Tempel errichteten.

CHOR: WEIT WEIT WEEIIIT

SMITH: Und auch das ist ein kleiner Schritt, aber so fängt alles an. Ein kleiner Schritt ist etwas Menschliches, und je menschlicher wir sind, desto näher sind wir dem, was die Leute für Gott halten.

Zwerg: GOTT GOTT GOOOTT

SMITH: Du bist eine Explosion im Kopf. Du bist eine glückliche Explosion im Kopf.

GEDANKEN

SMITH: Wir feiern das Leben. Und für mich hat unser Wunsch, dieses Projekt zu machen, nichts mit dem Tod zu tun. Es geht dabei allein ums Leben und um die Vorstellungskraft.

SMITH: WIR WOLLEN nach Afrika gehen und eine Situation, einen Ort, einen Raum, eine Atmosphäre schaffen, sodass junge Menschen Zugang zu ihren kreativen Impulsen finden. Und das ist etwas durch und durch Lebendiges!

LICHT AUS

SMITH: Was mich persönlich wirklich beeindruckt in Afrika, waren der Stolz und der Erfindungsreichtum der Menschen – der Erfindungsreichtum, mit dem sie mit ihrer Armut umgehen.

ARRR ARRR ARRR MUT

SMITH: In den Vereinigten Staaten habe ich Gegenden gesehen, wo die Menschen das verloren hatten. Denen ging es einfach nur elend. Und es ist ein Unterschied ob man Menschen sieht, die an Armut leiden und denen es einfach nur elend geht, oder Menschen, die immer noch Wege finden, wie sie überleben, tanzen sich freuen können. Und das bringt einen auf den Gedanken:

ALLE: Wenn man den Menschen nur die Werkzeuge in die Hand gibt, um das zu tun, was sie tun möchten – ob es etwas Kreatives ist oder ob sie sich einen eigenen Garten anlegen wollen –, und sie dann in Ruhe lässt, wird es ihnen besser gehen.

LICHT AN

SMITH: Was ist ein Leben ohne Freude, ohne Feier, ohne Kunst, ohne sich selbst auszudrücken, ohne Vorstellungskraft, ohne Kreativität?

ALLE: Wir sind keine Ameisen, wir sind menschliche Lebewesen mit einem hoch entwickelten Geist, der sich danach sehnt, dies auszudrücken.

Ameisen Ameisen

SMITH: Wo waren Adam und Eva? Wo Euphrat und Tigris? Wo kommen wir alle her? Wir kommen aus dem Bauch, aus dem afrikanischen Bauch.

ALLE: Aus dem Bauch!

SMITH: Wir wurden aus dem afrikanischen Bauch ausgegossen. Und diese tiefe spirituelle Suche und Wunde, glaube ich, sind zutiefst mit afrikanischem Blut und der afrikanischen Erde verbunden.

ALLE: GLAUBST DU! GLAUBST DUUUUU!

SMITH: OHHH, es war eine Welt, die so vielen Teilen meines Geistes offenstand, dass ich das Gefühl hatte, mich auf einer Achterbahn und einem Riesenrad gleichzeitig zu befinden.

ALLE: Opern sollten nicht pedantisch sein!

SMITH: Dass sie nur einigen wenigen Leuten etwas sagen.

ALLE: Mozart war verrückt! ~~Mozart~~

SMITH: Man muss die Oper an neue Orte bringen. In Afrika kann die Oper neu entstehen.

DIE OPER IST WIE ROCK 'N' ROLL.

ALLE: ROCK 'N' ROLL, ROCK 'N' ROLL ...

DIE OPER gehört nicht den Reichen, die Kokain ziehen und Limousinen fahren, sie gehört den einfachen Leuten. Gib sie den Menschen zurück.

ZURÜCK... GIB SIE UNS ZURÜCK

SCHLINGENSIEF: Ja, genau. Das ist die Idee des Operndorfes – es heißt jetzt Operndorf, nicht mehr Opernhaus –, weil es eine Krankenstation gibt, ein Gästehaus, eine Schule, Filmkino, ein Theater in der Mitte und eine Fußballplatz. Also alles zusammen; in der Oper werden die Fußballspiele mitbekommen. Dafür kämpfe ich, bis die Tür des Opernhauses aufbleibt und von drinnen Leute Fußball spielen sieht oder von draußen die Ärzte, wie sie die Kranken versorgen.

Und der Ort, den wir jetzt haben, ist sehr spirituell UND TRANZENDENT ZUGLEICH.

KEINE TRANSFORMATION

Du kommst dahin, und du gehst weiter und hast das Gefühl, dass diese Gegend über ihre eigene Dramaturgie verfügt. Und das hat kein Architekt gemacht.

DER ARCHITEKT: Ich habe diesen Ort befragt, ob es ihm recht ist, wenn wir kommen.

ALLE: Und, was hat der Ort dir gesagt?

DER ARCHITEKT: Der Ort hat gesagt, ja, ihr seid hochwillkommen.

SMITH: Komm nach Afrika. Und ich hab's getan.

Und jetzt fordere ICH EUCH ALLE AUF! KOMMT NACH AFRIKA! KOMMT NACH BURKINA FASO!

ALLE: FASO FASO FASOLAFASOOOOOOO!!!

Heilig ist wahrscheinlich, wenn sich 2 unterhalten, und ich bin nicht dabei.

Japan-Inszenierung von: Patti Smith

Schön, wenn sie zu uns kommt.

Das Heilige ist wahrscheinlich ein Begriff von Abwesenheit

HÖR PATTI AN: 0900-1100395

WASTED VORSTELLUNG

MARKTPLATZ

WEINE & FEINKOST

FÜR ESPRESSIONISTEN

WWW.KAFFEEZENTRALE.DE

FÜR IHRE MANUSKRIPTE

Verlag sucht Autoren

Wann erscheint Ihr Buch im Frieling-Verlag?

Wir prüfen Ihr Manuskript und erstellen individuelle Veröffentlichungsangebote. Persönliche Betreuung!

Frieling-Verlag Berlin • 12161 Berlin • Rheinstraße 46 Z • Tel. (0 30) 7 66 99 90 • www.frieling.de

Marktplatz – kaufen und verkaufen

Diese Rubrik bietet Ihnen jede Woche die Möglichkeit, ZEIT-Leser von Ihrem Warenangebot zu überzeugen. Nutzen Sie diese Plattform und präsentieren Sie den 2,03 Mio. ZEIT-Lesern (AWA 2009) z.B. Ihre Maßhemden, Krawatten, Ihre hochwertige Kosmetik, Bücher, Münzen oder CDs.

www.zeit.de

VERSANDHANDEL

Whisky

Single Malt • Irish Bourbon

Versand 1.000 Artikel!

Gratis! Katalog anfordern

The Whisky Store • 82402 Seeshaupt • Telefon 0 88 01 - 23 17 • Fax - 2637

www.Whisky24.de

FÜR IHRE MANUSKRIPTE

Schreiben Sie?

Seit 1976 verlegen wir Romane • Lyrik • Anthologien Sachbücher • Wissenschaften

Wir freuen uns auf Ihr Manuskript!

Haag • Herchen Verlag GmbH
Fuchshohl 19a • 60431 Frankfurt
Tel. 069-550911 • Fax 069-552601
www.haagundherchen.de
verlag@haagundherchen.de

Sie suchen einen Verlag?

Romane, Erzählungen, Lyrik, Anthologien, Erinnerungen, Sach/Fachb., Kunst u. a.

Schicken Sie uns Ihr Manuskript!

www.karin-fischer-verlag.de

Wir machen Ihr Buch erfolgreich!

R. G. Fischer Verlag

Orber Str. 30 • Fach 97 • 60386 Frankfurt a.M.
Tel. 069/941 942-0 • Fax -98 / -99 • www.fischer-verlag.eu

Anzeigenauftrag:

mm-Preise	sw	2c	3c/4c
Grundpreis	<input type="checkbox"/> € 6,50	<input type="checkbox"/> € 7,50	<input type="checkbox"/> € 8,90
Kunst- und Buchverlage	<input type="checkbox"/> € 6,50	<input type="checkbox"/> € 7,50	<input type="checkbox"/> € 8,90

Chiffregebühr € 11,00. Alle Preise zzgl. MwSt.

Erscheinungstermin	
Anzeigengröße	mm-Höhe/ Spalten
Gesamtbetrag, inkl. MwSt.	€

Bitte überweisen Sie den Gesamtbetrag an DIE ZEIT
Konto: 5255252 - BLZ: 60040071 - Commerzbank Stuttgart
oder lassen Sie ihn per Bankvollmacht einmalig einziehen.

Schicken Sie Ihren Anzeigenauftrag an:
DIE ZEIT, Anzeigen, 20079 Hamburg
E-Mail: alexandra.drutschmann@zeit.de
Tel.: 040 / 32 80-158 Fax: 040 / 32 80-472
Anzeigenschluß: Donnerstag der Vorwoche

Name, Vorname
Straße/Nr.
PLZ/Wohnort
Telefon/Fax
E-Mail
Geldinstitut
Kontonummer
Bankleitzahl
Datum
Unterschrift

VERSCHIEDENES

Ihr Leben als Buch. Spannend geschrieben. Vom Prof. T. 089-3612046, autor@cablenail.de

Besorge jedes ALTE BUCH. Tel. 0172 766 28 64

deutscher-lyrik-verlag.de

NOVA

NOVA Verlagsgemeinschaft

NOVUM VERLAG FÜR NEUAUTOREN

www.novumpro.com

DIE AUTONOMIE DES AFRIKANISCHEN FILMS

VON KLAUS PETER KÖPPING

Heute ist es für afrikanische Filmemacher eine Selbstverständlichkeit, das Filmfestival in Burkina Faso zu besuchen. Das Panafrikanische Film- und Fernsehfestival (Fespaco) findet seit 1972 alle zwei Jahre in Ouagadougou statt. Es hat sich über die Jahre durch unabhängige, ästhetisch überzeugende Filme in den Weltkanon postkolonialer Problemstellungen eingeschrieben. Dazu trägt nicht zuletzt das Engagement der Regierung von Burkina Faso bei sowie das persönliche Engagement von Gaston Kaboré, Preisträger von 2007 mit seinem Film *Besud Yam*, der in Ouagadougou im Jahr 2005 mit eigenen finanziellen Mitteln eine Filmakademie gründete. Und mit Kaboré sind wir auch wieder bei den Ursprüngen des afrikanischen Films, bei Ousmane Sembène und seinen wirksamen Anstößen für ein unabhängiges afrikanisches Kino gelangt. Es war der Senegalese Sembène, der als ersten Schritt einer kulturellen Ermächtigung Filme in der Sprache seiner Heimat, in Wolof, drehte. Wie Kaboré selbst erklärt, öffnete ihm ein Film von Sembène die Augen für sein eigenes Filmschaffen, das darauf aufbauen müsse, Filme in der Realität und den Traditionen Afrikas zu ver-

an der Nouvelle Vague orientierte, mit einer Thematik zu verbinden, die sich sowohl auf indigenen Elementen des Volksglaubens speiste wie aus einer brechtschen Weltanschauung. Der Film beginnt mit einer satirischen Sequenz der Feier der Unabhängigkeit eines afrikanischen Staates (ganz offensichtlich Senegal mit seinem der »Négritude« verschiebenen Präsidenten Senghor). Nach traditionellem Trommelspiel mit dem Tanz halb nackter Frauen steigen die neuen Honoratioren die Treppen der Handelskammer – eines westlich-kolonialen Imponiergebäudes – in traditionellen bunten Umhängen hinauf, um die im schwarzen Anzug gekleideten kleinen Kolonialbeamten der Räume zu verweisen, während alle Insignien der Kolonialregierung, französische Fahnen, Büsten und Wandbilder, auf die Straße geworfen werden. Darauf kommt ein Schnitt: Nunmehr drängen Polizisten die feiernde Bevölkerung vor der Handelskammer, meist traditionell gekleidete Frauen, mit Gewalt zurück, es erscheinen die gerade vertriebenen Kolonialbeamten, diesmal mit schwarzen Koffern in der Hand, und die neuen Herren, nunmehr ebenfalls in schwarzen Anzügen, schauen verstoßen in die vor ihnen aufgereihten Koffer, in denen, so sehen wir es beim Öffnen des fünften Koffers, Unmengen von Banknoten angehäuft sind. Danach werden die tiblichen Reden über Unabhängigkeit und ermächtigenden Stolz der eigenen Macht gehalten.

Der Film hat bezeichnenderweise den Titel »Der Fluch«: Der Protagonist El Hadji, Mitglied der Handelskammer, wird im Laufe des Films als jemand vorgeführt, der sich seines Status nicht nur bewusst ist, sondern diesen auch ausspielt, zum einen, indem er immer Französisch spricht, zum anderen, indem er korrupten Finanzgeschäften nachgeht, durch welche er seine früheren Genossen in die Armut presst. Er selbst aber giert nach neuem Prestige, nämlich einer jungen Frau, die er genauso wie das neue Auto, das er als ihr Hochzeitsgeschenk auf einem Laster durch die Straßen paradiert lässt, ohne es je zu fahren (es muss später geschoben werden, als es ihm wegen Bankrott abgenommen wird!), als Ware, im wahrsten übertragenen Sinne als Fetisch behandelt. Es stellt sich jedoch heraus, dass der Fluch, den die Menschen, die er von ihrem Land und aus ihren Wohnungen hat vertreiben lassen, ausgesprochen haben, zu seiner Impotenz geführt hat. Er sucht verzweifelt bei traditionellen Marabouts nach Heilung vom Fluch, jedoch sind diese windigen Dorfheiler nur auf ihren finanziellen Nutzen aus. Es ist kein Wunder, dass Sembène mit dieser herben Satire über die Realpolitik der Unabhängigkeit bei den damals vorherrschenden Ideologen der Négritude keine Freunde fand, und der Film sofort in Senegal verboten wurde.

Der Fluch, der zur Impotenz des Protagonisten El Hadji führt, steht für die mimetische Ansteckung durch die kolonialen Herrschaftsstrukturen, von deren systemischer Gewalt sich die neuen Machthaber nicht lösen können. Hier nun greift Sembène mit jener berühmten Schlusszene ein: El Hadji wird gezwungen, sich vor den inzwischen in seinem Haus versammelten Entrechteten, Krüppeln und Bettlern nackt auszuziehen, um den Fluch der Impotenz durch ihr Spucken auf seinen Körper loszuwerden. Die sozial Ausgestoßenen heilen das System (den Protagonisten) durch tabuisierte Körpersäfte, durch eine Art Gegenverschmutzung. Sembène arbeitet die Probleme postkolonialer Gesellschaften in Bildern auf, die aus der Realität des afrikanischen Alltags ihre Wahrheit beziehen. Das bleibt seine Meisterleistung. Seine Lösung der postkolonialen Probleme ist nicht ein Antworten der kolonialen und der endemischen Gewalt durch eine »reinernde« Gegengewalt, wie sie noch Frantz Fanon vorschwebte, ebenso wenig ist es eine Rückkehr zu den paradiesischen Ursprüngen afrikanischen Wesens, von der Senghors Négritude-Bewegung träumte. Bei Sembène ist es der verschmutzte metaphorische Verweis auf die reinigende Kraft der Körperlichkeit der Solidargemeinschaft, auf die Wirkung jener Körpersäfte, die in Regelwerken als verschmutzend gelten, die aber in rituellem Zusammenhang und in kollektiven Praktiken das Chaos der Welt wieder beheben können. Das körperliche Ausagieren der »verfluchten« Teile wird zur imaginären Medizin, ein Gegengift gegen die durch Mimikry anverwandelte Ge-

waltausübung, eben den »Fluch«, der sich bei den Beherrschten durch Limitation der früheren Herrschergewalt fortsetzt. Sembènes Leistung wird auch durch einen nach ihm benannten Preis des Zanzibar International Film Festival, der zum Teil von der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit finanziert wird, gewürdigt. Vielleicht kommt es nunmehr vermehrt endlich zu jener Annäherung zwischen von außen eingebrachter Entwicklungspolitik und indigen autorisierter Kulturpolitik, von deren Wünschbarkeit wie Uneingelöstheit der indische

ANZEIGE

Filmkritiken

von ZEIT-Autoren können Sie auch hören, donnerstags 7.15 Uhr.

NDR kultur

Theaterpraktiker Rustom Bharucha spricht, wenn er »Kultur« und »Entwicklung« als untrennbare Einheit verstanden wissen will. Die Bildsprache Sembènes und des afrikanischen Kinos kann nicht nur die afrikanische Selbstreflexion vertiefen, sondern sie kann auch der Welt des Ursprungs der kolonialen Gewalt den Spiegel vorhalten.

Klaus Peter Köpping ist Professor für Ethnologie an der Universität Heidelberg

Foto: aus Christiane Hoffmanns »Beuys«; Bilder eines Lebens/E.A. Seemann Vg./Privatbesitz © Christiane Wip/Beuys 1974/75 (Kenia)

Ich habe frohe Botschaft
Die Heilung hat eingesetzt
Wir können Euch nicht helfen

ELEGANZ VERBRECHEN
ist kein
VON MONIKA GINTERSDORFER

Siegfrieds Moe
Christoph in Heimbürg
Lena im Sudan
Beuys in Kenia
Unter gehts weiter
JDA aus Grandor

wurzeln und zugleich die ästhetische Moderne zu integrieren. Besondere Bedeutung kommt dabei Sembènes Film *Xala* (»Der Fluch«) zu, der 1975 in Wolof-Sprache gedreht wurde und in dem Sembène es verstand, einen Realismus, der sich

In unserer künstlerischen Arbeit sprechen wir von den Schwarzen und den Weißen, höchst unkorrekt und unpräzise, aber deswegen oft nah an dem Denken, das die Wirklichkeit bestimmt, die unkorrekt und unpräzise ist. Wir denken in zwei Systemen und machen Aufführungen, die von europäischem und afrikanischem Publikum mit tausend Missverständnissen gemocht und gehasst werden.

Wir, das sind ein paar junge Männer von der Elfenbeinküste, Tänzer und Sänger, Stars im ivoirischen Showbiz, die zwischen Paris-Abidjan und jetzt auch Deutschland hin und her reisen, und ich als ihre Regisseurin und Managerin.

Wir streiten, performen und verdienen in möglichst kurzen Intervallen, und dazu laden wir deutsche Darstellerinnen und Darsteller ein, die übersetzen, performen und verdienen.

Die jungen ivoirischen Männer verfolgen eine Doppelkarriere als Showbizstars in Westafrika, Schwarze für Schwarze, und als Performer in unseren Stücken, Schwarze und Weiße für Weiße, die wir, sobald wir uns das leisten können, wieder Schwarzen zeigen, also Schwarze und Weiße für Schwarze.

Ausgangspunkt unserer Stücke ist die Perspektive der ivoirischen Performer, die nie damit gerechnet haben, dass gerade Deutschland oder ein paar deutsche Künstler, Off-Theater-Besucher zum Reibungspunkt ihrer Weltanschauung werden. Und dann wechselt die Perspektive bei uns auf die deutschen Akteure, dann wieder auf die Ivoiren und immer so weiter. Es werden individuelle Perspektiven, die sich gegenseitig pushen. Dass so eine künstlerische Konstellation zustande kommt, ist gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit und damit prädestiniert für schwerwiegende Brüche und ungeahnte Verbindungen. Vor allem aus den kulturellen Differenzen können wir Kapital schlagen – in beiden Systemen.

Angeberei, Gier, Bluff und Selbstbehauptung, die wir aus der Elfenbeinküste klauen, geben uns Durchschlagskraft in einem System deutscher Kulturförderung, das Bescheidenheit, sparsames Wirtschaften, kontrolliertes, also im Vorhinein benenn- und abrechenbares Vorgehen in Konzept und Finanzen verlangt. Unser afrikanischer Motor rennt gegen jedes Understatement und jede Bescheidenheit an.

Oft treffen wir auf eine irrationale gegen-Luxus-gegen-Glamour-Position, die in Abrechnungsgeregularien und im Denken über die freie Szene festgeschrieben ist: Denn wenn wir Geld an den Berliner Senat zurückerstatten müssen, weil wir in einer Performance eine Flasche Champagner auf der Bühne verwenden (32 Euro die Flasche), dann geht es nicht um den realen Geldwert (denn 32 Flaschen Apfelsaft zu 1 Euro hätten wir kaufen dürfen). »Seid Fake und armselig« ist aber eine Botschaft, die wir nicht annehmen können! In Afrika treten wir den Beweis an, dass wir nicht mit Fakes arbeiten, trampeln über teuerste Designerkleidung oder verbrennen sie, um zu zeigen, dass es sich nicht um Geliebnes handelt.

Gegen den Fake, für die Show! Wer will schon an seine Armut oder seine drohende Armut erinnert werden, die man durch die Performance gerade überwindet? Radikale Behauptung erzeugt möglicherweise Reichtum. Ihre Entzauberung verhindert neue Ökonomien und die Infragestellung gesellschaftlicher Verhältnisse. Das kann man klauen, das kann man lernen! Nicht relativieren, nicht aufklären, nicht ironisieren, sondern insistieren, bis es lebt!

An der Elfenbeinküste punkten unsere ivoirischen Darsteller jederzeit mit uns. Mit uns aufzukreuzen bringt schon Kreditwürdigkeit: Denn da die Weißen die Meister des Understatements sind, könnte ja der größte Schluffi unter uns der reichste, mächtigste Mann sein. Die guten Geschichten über uns erfinden die Schwarzen, die damit andere Schwarze reinlegen, ohne dass wir es wissen. Wir Weißen können die Erwartungen unterlaufen: vielleicht gut performen oder vor Schwarzen über Schwarze spotten – solche Form von Talent, Humor oder Unkorrektheit wird von Weißen nicht erwartet und kann einen neuen Blick aufeinander erzeugen. Unsere deutsch-ivoirische Zusammenarbeit ist ein utopisches Unterfangen voller Vertrauen auf gegenseitige Wertsteigerung für einen möglichst langen Moment.

Monika Gintersdorfer, Regisseurin, ist Mitbegründerin der aktionsistischen Künstlergruppe Rekolonisation. Gemeinsam mit dem bildenden Künstler Knut Klauen und dem ivoirischen Choreografen Franck Edmond Yao und ihrem deutsch-afrikanischen Team erstellt sie Theater-Performances und Videoprojekte

Fotos: (oben) action press (L. Riederbach mit Nuba-Krieger, Sudan 1975); Alex. Ivanovic (Ch. Schillingens); privat (Kenia)

KUNST

MUSEEN & GALERIEN

KUNSTHANDEL / ANTIQUITÄTEN

KUNST DER ANTIKE
Ausgrabungsstücke aus verschiedenen Epochen der Antike mit Echtheitsgarantie
Farbkatalog Schutzgebühr € 10,-
Galerie Günter Puhze GmbH, Städtstraße 28
79104 Freiburg, Tel. 0761/25476
email: puhze-galerie@t-online.de
www.galerie-puhze.de

JUGENDSTIL
Verkaufe meine sehr schöne, umfangreiche Jugendstilfotografien Sammlung. Fotos auf Wunsch.
Kontakt: 0171 7105685

www.antik-stumpf.de
Div. Chillida, Giacometti, Tapiés, Arp, Chagall, Miró u. v. a. Tel. 0941/587 84

Schweizer Nobeluhren u. alte PATEK & ROLEX
An & Verkauf - Fa. Uhren Schöfer
Heidelbergerhofgasse 9 - Tel. 06131/23 40 15
06324/82620 - 0171/332 9874
www.uhren-schoefer.de

GESUCHE

Nobeluhren – Brillanten – Schmuck – Altgold **Juwelier Fine ART**
Ankauf zu Höchstpreisen ++ Ankauf zu Höchstpreisen ++ Ankauf zu Höchstpreisen ++ Ankauf zu Höchstpreisen
MOERS (STAMMHAUS) KREFELD DÜSSELDORF DUISBURG DORTMUND
Steinstraße 24 - 02641 - 144661 www.juwelier-fineart.de **Barauszahlung**

BREIDE
Juweliere seit 1859
Wir kaufen qualitativsten alten Schmuck.
Fasanenstr. 69 D-10719 Berlin
Tel. 030 8868 3123
ulf.breide@breide.de
www.breide.de

ALTE ROLEX - PATEK - IWC - GLASHÜTTE
kauft Uhrenmeister Busse - 55116 Mainz
Heidelbergerhofgasse 9 - Tel. 06131/23 40 15
www.fliegeruhren-busse.de
Reparaturen - Restaurationen

TEPPICHE
Suche alte Teppiche, alle Arten
0211-82 82 882 - Teppiche@aol.com

www.zeit.de/kulturanzeigen

AACHEN

Suermond-Ludwig-Museum, Wilhelmstr. 18, 52070 Aachen, Tel. 0241/479800, Di-Fr 12-18, Mi 12-20, Sa, So 11-18 Uhr, www.roger-melis.de
14.11.2009 bis 07.02.2010: **Roger Melis - Fotografien 1965-1989**

Ludwig Forum für Internationale Kunst, Jülicher Str. 97-109, Tel. 0241/1807-104, www.ludwigforum.de, Di, Mi, Fr 12-18, Do 12-20, Sa, So 11-18 Uhr
bis 17.01.2010: **Ergin Cavusoglu**
bis 17.01.2010: **Videoarchiv** Die Videosammlung des Ludwig Forum

ALKERSUM/FÖHR

Museum Kunst der Westküste, Hauptstraße 1, 25938 Alkermum/Föhr, Tel. 04681-747400, www.mkdw.de, info@mkdw.de, Di-So 12-17 Uhr, Mo geschl. bis 17.01.2010: **Eröffnungsausstellung „Von Bergen bis Bergen“**

ASCHAFFENBURG

Kunsthalle Jesuitenkirche, Pfaffengasse 26, Tel. 06021/218698, Fax 581146, www.museen-aschaffenburg.de, kunsthalle-jesuitenkirche@aschaffenburg.de, Di 14-20, Mi-So 10-17 Uhr, So 11 Uhr, öffentl. Führung, Di 19 Uhr After Work-Führung 26.09.2009 bis 10.01.2010: **Volker Stelzmann** Konspirationen

Roger Melis
Fotografien 1965-1989
www.roger-melis.de
14.11.2009 - 07.02.2010
Suermond-Ludwig-Museum Aachen

Ihre Anzeige günstig online buchen: www.zeit.de/insertieren/kultur

wieviel Töpfe sind im Bild? 0900/1100
Rufen Sie an! Auflösung unter
390

KAFFEE über TEEN

Ich schreibe zwischen Kaffee und Essig. Ich gerate, kaum über der Bettkante, an den Tassenrand und in den Bann einer äthiopischen Strauch- oder Wachgottheit. Ich braue mir frühmorgens Kaffee nach eigenem Rezept, verwende eine dunkle neapolitanische Röstung, kombiniere das französische und das osmanische Verfahren des Aufgießens, nur zum Zweck, möglichst starken Kaffee in die Tasse zu bekommen. Transport, Mahlung können der Strauchgottheit nichts anhaben, sie hält sich in den Körnchen, sie teilt sich nach Belieben. Sobald diese mit nicht zu heißem Wasser in Berührung kommen, lässt sie sich schwarz ausschwaschen, zusammen mit anderen Wirkstoffen und ätherischen Ölen. Draußen ist es noch dunkel, wenn sich helle Bläschen an der Oberfläche sammeln: Schäumchen der Vordämmerung. Getrunken erreicht sie das Innerste der Person, breitet sich vom Magen her aus, leitet Zuversicht weiter. Sie steigt in die Stirn, weicht Schlaftränder auf, greift mit ihren Strauchspitzen nicht zu Ende Geträumte, ins Murrende, zeigt auf einen der vielen Münder, wählt sich einen Einflüsterer aus. Sie fährt mir in die Finge.



in die Fingerbeeren, der Puls schlägt auf der Tastatur. Sie bestärkt, ermutigt, lockt und belohnt, fördert Innerstes herauf. Sie plündert ohne Scham. Ein Hungergeräusch, ich möchte Salat essen. Meine eindeutige Salatsehnsucht nach dem Schreiben, dachte ich lange, ist die Sehnsucht nach bravem, beruhigendem Blattgrün. Dabei ist es die schwindende Strauchgottheit, die es nach Essig düstert, den Salat benutzt sie als Vehikel. Essiggeist erreicht mit den Salatblättern die Höhlungen, Spalten, die Risschen, die sie nach ihren Plünderungen hinterlässt. Erst, wenn sie Essig bekommen hat, wenige Tropfen reichen aus, beruhigt sie sich. Danach lässt sie mich schlafen. Essig bedeutet Mittag.

Der herrschende Hirt ließ nur im Innersten seines Palastes rösten und nur für sich, ließ in den Kammern darum herum Weihrauch und Opium verglühen. Wer durch diese Kammern gegangen war, verlor die Orientierung oder legte sich hin und schlief lange. Der wache Herrscher aber vereinsamte. Er trank nur noch Kaffee und kein Wasser mehr, schlief dünn und dünner, wurde fahrig. Selbst in den palast-eigenen Wolken fand er keinen Schlaf. Ein einziges Tropfen Essig hätte ihm Linderung verschafft, so aber irrte er in der Nacht durch seine Gemächer. Um seinen Kopf zu beschäftigen, organisierte er den Kaffeehandel und veränderte die Welt. Er ließ geröstete Bohnen verschiffen, in den großen Häfen Nord-europas entstanden erste Kaffeehäuser. Kaffee drängte schlaffördernde Botenstoffe zurück, Kaffee hat Könige verschleudert. Ohne Kaffee gäbe es in Nordeuropa keine Infrastruktur, keine Vorstellung von Öffentlichkeit. Nur Volk in Bierhallen, Weinhallen, Mostkellern.

Am Nachmittag erwache ich in anderer Haut. Tee, asiatische Blattgottheit, legt Teppiche aus. Jedes Zimmer hat nun dünne Wände, alles wird durchsichtig, septem-berlich. Tee lässt lesen, was die herrische Strauchgottheit verordnet hat. Tee meint die ganze Haut.

Peter Weber lebt in Zürich. Seine Romane sind im Suhrkamp Verlag veröffentlicht, zuletzt »Die melodiosen Jahre«

Peter Weber aus der Schweiz!



Schwarzer Humor mit Peer Steinbrück!

DIE ZEIT: Herr Steinbrück, als Bundesfinanzminister sagten Sie, die Schweiz und Liechtenstein seien ähnliche Steueroasen wie Ouagadougou. Wir wollen heute nicht über die beleidigten Reaktionen aus den Alpenländern reden. Sondern: Warum haben Sie damals nicht eine der üblichen Cayman-Inseln genannt, sondern eine afrikanische Hauptstadt?

PEER STEINBRÜCK: Weil es lautmalersich kaum eine Steigerung von »Ouagadougou« gibt. Eine sekundälang erwo-gene Alternative war »Takatukaland«. Aber dann hätten sich die Leser von Astrid Lindgren beschwert.

KREISCH

Je klarer ein sichtbar Gegenstand das Licht zur Erscheinung bringt, desto vollkommener und schöner ist er. Wer nämlich die Klarheit des Lichtes in den unsichtbaren Dingen als unsichtbare Klarheit sieht, sieht sie WAHRE. CUSANUS



JEDERZEIT ERFAHREN, WAS DAHINTER STECKT.